

Wiener Stadt-Bibliothek

101267 A

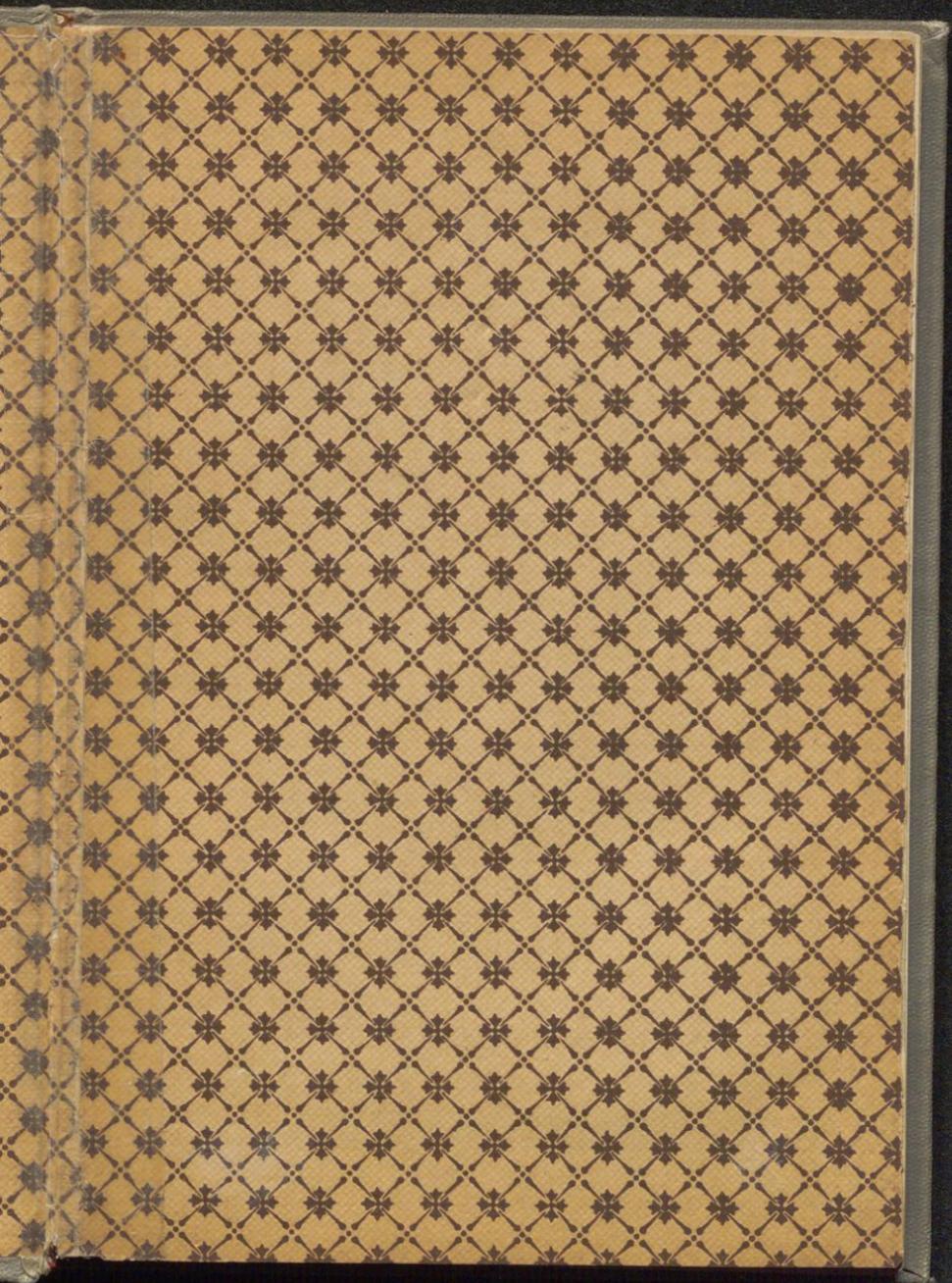
In der  
Crödelbände.

—  
Geschichten  
VON  
P. Berthold.

A 107267



N<sup>o</sup> 3917.



100



6

# In der Trüdelbude.

~~~~~  
Geschichten

von

P. Berthold.

—♦—  
Lahr.

Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.



Y.N.  
144235

## Inhalt.



|                                            |    |
|--------------------------------------------|----|
| In der Trödelbude . . . . .                | 5  |
| Was die alte Spitze erzählt . . . . .      | 20 |
| Was das Püppchen erzählt . . . . .         | 29 |
| Was die Kaffeemühle erzählt . . . . .      | 36 |
| Was der Vogelkäfig erzählt . . . . .       | 41 |
| Was das Glückschweinchen erzählt . . . . . | 48 |
| Was der Zwicker erzählt . . . . .          | 57 |
| Was der Fingerhut erzählt . . . . .        | 71 |
| Was die Straßenslaterne erzählt . . . . .  | 82 |
| Was die Spieldose erzählt . . . . .        | 88 |
| Nochmals in der Trödelbude . . . . .       | 98 |





Die Thüre des Trödel Ladens stand offen und die hell eindringende Sonne ließ dessen sämtlichen Inhalt in freundlichem Lichte erscheinen. Die kleinere Hälfte des Ladens war mit Büchern, alten und neuen, Mappen und Atlanten erfüllt, während die Regale auf der anderen Seite ein wahres Chaos der verschiedensten Gegenstände wiesen. In der Mitte des Ladens, vor einem schmalen Tische, saß ein Mann und studierte, die Augen durch eine blaue Brille geschützt, in einem Bilderwerk. Er hatte nicht bemerkt, daß jemand, der vor dem kleinen Auslagefenster stehen geblieben war, nun eintrat. Eine hohe, breitschultrige Gestalt, die sich einigermaßen mißtrauisch umsah, machte sich mit einem Grusse bemerkbar.

Der Lesende erhob sich bereitwillig, legte seine Brille ab, und: „Franz!“ — „Wilhelm!“ tönte es von den Lippen der beiden, die sich über den Tisch hin kräftig die Hände schüttelten. Den Besitzer des Ladens schien die Freude des Wiedersehens stumm gemacht zu haben.

Der andere zog den Freund in die Nähe der Thüre, ihn betrachtend: „Ja, Franz,“ sagte er, indem er seine Hände auf dessen Schultern legte, „da hätte ich doch eher gedacht, auf einer Eiche Tannäpfel wachsen zu sehen, als daß ich dich hier treffen könnte! Wie kommst du denn zu dem Kram da? Was doch ein Zufall ist! Ich interessiere mich absolut nicht für Antiqui-

täten und halb vermoderte Sachen, aber meine Frau, weißt du, die hat eine Passion für alte Spitzen, Stickerien und ähnliches Zeug, und da dachte ich — doch ich bedenke ja nicht, daß du gar nicht wissen wirst, daß ich eine Frau habe, und ich weiß auch noch nichts von dir.“

Franz sah den lebhaft Sprechenden noch immer wortlos an. „Wie grau du geworden bist, Franz,“ sagte der große Mann nach einer Pause und fuhr sich selbst durch die dichten blonden Haare. „Aber deine treuen blauen Augen hast du noch, nur blicken sie nicht so schwärmerisch wie damals, mehr traurig. Es war doch schön damals, als wir zusammen auf der Schulbank saßen —“

„— und die ersten Gedichte machten —“

„— und die erste Cigarre rauchten —“

„— Lustschlösser bauten —“

„— die Lehrer ärgerten und für Mizie Schulze, Lieschen Werner und Elsa Huber und viele andere schwärmten.“ — „Du hast für viele geschwärmt, Wilhelm, ich nur für eine“, fügte Franz fast unhörbar hinzu. „Doch komm in mein Zimmer hier neben dem Laden, da kann ich auch sehen, wenn ein Käufer kommt. Wir werden zwar voraussichtlich nicht oft gestört werden. Mach dir's behaglich. Viel Komfort kann ich dir nicht bieten, doch denke, es sei noch wie „damals“, als es auch nicht so glänzend um uns bestellt war. Nun erzähle von deinem Leben, seit wir uns zuletzt gesehen.“

„Von mir ist eigentlich nicht viel zu erzählen, ich will aber gerne deinem Wunsche nachkommen. In meiner Begierde, dann auch von deinen Schicksalen zu hören, die, wie es mir scheinen

will, nicht sehr heiter waren, werde ich mich kurz fassen. Meine Scheu vor der Maturitätsprüfung wird dir noch erinnerlich sein, hast du doch noch ein halbes Jahr, bevor wir beide sie machen sollten, geglaubt, du könntest von deinem reichen Wissensschatze so viel in mein Gehirn überfließen lassen, daß ich hätte bestehen können. Ich hatte aber das sichere Gefühl größter Unsicherheit und verließ das Gymnasium ohne jenes Zeugnis der Reife."

"Das war aber doch sehr unrecht."

"Mag sein. Aber du hast keine Ahnung, wie wohl ich mich bald darauf auf der Forstakademie fühlte, wie fleißig ich Ökonomie betrieb, wie gründlich ich mich in die Tochter eines Fabrikbesitzers verliebte und wie glücklich ich mit meiner Siddy und zwei herzigen Kinderchen auf meinem Gute lebe, das ich wirklich selbst nur als Musterwirtschaft bezeichnen kann. Ich kam auch nur hierher in das Städtchen, um in der hiesigen Fabrik Feldmaschinen zu bestellen, und da treffe ich nun dich, und meine ganze frohe Gymnasialzeit wird mir wieder lebhaft erinnerlich. So, jetzt erzähl' auch du. Du wolltest ja studieren, Geschichte, Antike, Kunst und Gott weiß was alles!"

"Ja, ich wollte studieren. Schon im Gymnasium erfüllte mich die regste Lust dazu. Diese wurde noch mehr angefeuert durch ein kleines Ereignis, eben zu jener frühen Knabenzeit, die du auch vorhin als eine so frohe bezeichnet hast. Weißt du noch, wo wir damals zusammen in Pension waren?"

"Freilich," sagte Franz und wies mit der Hand zum Fenster hinaus, „da drüben auf dem Marktplatz beim Buchhändler Müller, — war ein komischer, mürrischer Kauz!"

„Ganz recht, beim Buchhändler Miller. In dessen Laden verbrachte ich, während du mit andern Kameraden in unsern Freistunden schlittschuhlaufen und fischen gingst, glückliche Stunden. Herr Miller saß meist hinter seinem Glasverschlag, und im Laden, auf einer Leiter in den gedruckten Schätzen wühlend, deren Inhalt teilweise verschlingend, stand ich. Auf einem Pulste daneben saß dann auch Eoche Miller. Erinnerst du dich ihrer?“

„Natürlich, Eoche Miller, das muntere Ding mit den blonden Locken und den schwarzen Augen.“

„Eoche hatte dann gewöhnlich irgend ein Märchenbuch auf den Knien, in dem sie las, und nachher erzählte sie mir das Gelesene mit großer Gewissenhaftigkeit. Trotzdem ich damals in meinem Innern eine gewisse Verachtung für Märchen hegte, so hörte ich ihr doch gerne zu, kletterte sogar meist von meinem erhabenen Standpunkte auf der Leiter herab und setzte mich andächtig neben sie. Eines Tages hatte sie mir wieder ein Märchen erzählt von einem Jüngling, der lange geworben und viele Gefahren zu bestehen hatte, bis er die Jungfrau, die er so heiß liebte, heimführen konnte. Die Geschichte interessirte mich merkwürdigerweise mehr als andere, und als Eoche sie beendet, fragte ich plötzlich: „„Willst du auch meine Frau werden Eoche, wenn wir erwachsen sind?““

„„O ja, Franz,““ sagte sie ohne Überlegung, gleich mir bereit, das Märchen in die Wirklichkeit zu übertragen. „„Schenkst du mir dann auch ein blauweißes Kleid mit Hermelin?““

„Über diesen Punkt war ich zwar nicht ganz einig, war aber doch zufrieden, als sie mir dennoch feierlich ihr Händchen reichte,

weil sie es so auf dem Titelbilde ihres Märchenbuches gesehen hatte.

„Doch weißt du, Franz,“ sagte sie nach einer kurzen Weile, indem sie die Beine streckte, um vom Pult herunter zu rutschen, „wenn aber mal da drüben über den Marktplatz her eine goldene Kutsche gefahren käme, mit sechs Schimmeln bespannt, mit Vorreitern, und aus der Kutsche stiege ein Prinz und der wollte mich auf sein goldenes Schloß holen, dann ginge ich lieber mit ihm und würde nicht deine Frau.“

„Beruhigt in dem überlegenen Bewußtsein, daß dieses Ereignis aus der Feenwelt nie eintreten würde, faßte ich nur noch den Voratz, fleißig zu sein, damit ich sicher ein tüchtiger Mann und Eva meine Frau würde. Da ich außerdem, wie du weißt, nicht mit Reichthümern gesegnet war, so war dies ein in jeder Beziehung löblicher Voratz, um es zu etwas zu bringen. Dein plötzlicher Abgang vom Gymnasium war mir sehr hart, und daß du mir nie geschrieben hast vielleicht die erste Bitterkeit, die ich erfahren hatte.“

„Ach, Franz, Briefe schreiben war mir von jeher ein Grenel!“

„Doch das Leben brachte mir späterhin noch mehr der Enttäuschungen. Zunächst machte ich eine recht gute Prüfung —“

„Sicher glänzend!“

„— und bekam in Folge dessen ein Staatsstipendium. Eva war mittlerweile ein fleißiges Schulmädchen geworden, sollte bald konfirmiert werden, und ich gestehe, daß uns, als ich auf die Universität zog, der Abschied nicht gar schwer wurde. Wir hatten seit langem von unserer Verlobung nicht mehr gesprochen. Ich hatte den Kopf so voller Pläne, daß ich an nichts weiter

dachte als an meine Studien und froh war, von hier fort auf die Universität zu kommen. Zwei Jahre lang arbeitete ich dort eifrig. Ein Aufsatz, den ich über eine Ausgrabung geschrieben hatte, verschaffte mir die Möglichkeit, nach Italien zu gehen, doch wollte ich vorher noch unsere Gymnasialstadt wieder besuchen, denn schon als junges Kind verwaist, vertrat diese und meine wenigen Freunde hier mir die Stelle der Heimat, wie dir erinnerlich sein wird. Mein erster Gang war zu dem Laden Millers. Wie freute ich mich auf Eva! Ich trat in den mir so wohlbekannten Raum, und entgegen kam mir eine große, schlankte Mädchengestalt. „„Evchen,““ rief ich und wußte im ersten Moment nichts weiter zu sagen. Sie war auch ein wenig verwirrt, doch sagte sie gleich Du zu mir, was mir eine große Erleichterung gab, und bald fühlte sich mich wieder so wohl in dem kleinen Laden wie ehemals. Nein, viel, viel wohler. Hinter dem Glasverschlag kam auch Herr Miller zum Vorschein, der mich für seine Art und Weise sehr freundlich begrüßte, sich aber gleich wieder zurückzog. Eva und ich saßen im Laden und hatten viel zu schwätzen. Sie hörte mir aufmerksam zu, als ich ihr von meinen Studien, von meiner projektierten Reise u. s. w. sprach. Als ich sie aber bat, mir auch von ihrem Leben zu erzählen, da seufzte sie, warf einen fast verdrießlichen Blick um sich und sagte endlich: „„Ich langweile mich! Ich möchte auch wie andere Mädchen in die Welt gehen, mich amüsieren und““ — „„bewundert werden,““ ergänzte ich ihre Rede. Es war mir nämlich mit einemmale klar geworden, daß Eva ein sehr schönes Mädchen sei.“

„„Vielleicht auch das,““ meinte sie.

„Euchen,““ sagte ich, „genügt es dir nicht, wenn dich nur einer bewundert? Er ist zwar bisher nur ein armer Student, aber willst du noch ein Weilchen warten und Frau Professor werden, dann zeige ich dir die Welt.““

„Eva blickte still vor sich hin, dann lächelte sie mich an und sagte: „„Ja, Franz, ich will. Weißt du, wir haben uns ja schon einmal an dieser Stelle verlobt. Es wird wohl Fügung sein, daß wir zusammen gehören.““ Und wieder wie damals reichte sie mir die Hand, und ich war glücklich.

„Den nächsten Tag erst wollte ich Evas Vater von unserer Verlobung Mitteilung machen und seine Zustimmung einholen. Mir wurde nicht schwer, ihm von meinem Glücke zu sprechen. Er hörte mir auch ruhig zu, dann sagte er, indem er langsam seinen Schreibarmel abstreifte, was er immer that, wenn er Wichtiges besprach: „„Haben Sie das große Los gewonnen, junger Mann?““

„„Nein.““

„„Womit wollen Sie denn eine Frau, eine Familie ernähren?““

„„Ich — ich strebe eine Professur an.““

„„Und glauben Sie wirklich, daß ich Ihnen darauf hin meine Tochter zur Frau gebe?““

„„Herr Miller, es fällt mir auch gar nicht ein jetzt schon — ““

„„Oder, daß ich Eva warten lasse, bis Sie nach Jahren vielleicht Ihr ungewisses Ziel erreichen? Nein, das wäre eine zu leichte Auffassung meiner Pflichten als Vater.““

„„Aber Herr Miller, ich liebe Ihre Tochter. Das Glück Evas wird meine Lebensaufgabe sein; all mein Streben soll nur darauf gerichtet sein.““

„„Ja, Franz, ich kenne Sie als willenskräftigen Menschen, aber von dem, was ich als richtig erkannt, gehe ich kein Haar breit ab. Eva kann nur unter einer Bedingung Ihre Frau werden.““

„„Und die wäre?““

„„Sie lassen das Studieren, treten in mein Geschäft ein und übernehmen es mit der Zeit selbständig, da ich mich doch bald zurückziehen möchte.““

„Bei diesen Worten zog er wieder seinen Schreibarmel über den Arm, und ich wußte somit, daß unsere Unterredung zu Ende war. Du wirst dich wundern, Wilhelm, daß ich mich heute, nach so vielen Jahren, noch wörtlich jenes Gespräches erinnere. Doch glaube mir, jede Silbe davon prägte sich mir ein, als stünde sie in Erz gegossen vor meinen Augen.“

„Armer Franz, das war eine harte Zumutung für dich.“

„Wohl die härteste, die mir gestellt werden konnte. Wie betäubt rannte ich damals fort ins Freie. Was sollte ich wählen: das Glück, Eva zu besitzen, oder mein Studium? Wie glücklich wäre ich geworden, waren beide Ziele zu vereinen. Aber das wußte ich, der alte Miller war keinen Gegenvorstellungen von mir zugänglich. Da kam mir plötzlich die Idee: wie, wenn Eva ihrem Vater sagte, daß sie gerne warten wolle? Vielleicht durfte ich hoffen. Wie thöricht, sich gleich einschüchtern zu lassen und den Mut zu verlieren! Ich machte auf dem Parkwege, den ich achtlos eingeschlagen hatte, Kehrt, und als ich von neuer Hoffnung beseelt eilig dahinschritt, sah ich Eva auf einer Bank sitzen. Das betrachtete ich natürlich als ein gutes Omen. Ich ging auf sie zu und erzählte ihr fliegenden Atems meine Unterredung mit ihrem Vater und daß ich glaubte, ihrem Einfluß müsse es ge-

lingen, unsere Sache bei ihm zu einem günstigen Bescheid zu führen. Sie war zu schön, als sie so ohne Gut mit vorgeneigtem Haupte dasaß und ein Sträußchen Erdbeerblüten betrachtete, schöner als alle Bildwerke, die ich je gesehen. Als mein Bericht beendet war, blickte sie auf und sagte: „„Weißt du, Franz, ich meine, der Vater hat so ganz unrecht nicht.““ Sie mochte bemerkt haben, daß mich bei diesen Worten ein eifriger Schrecken durchfuhr, denn sie rückte mir auf der Bank näher und nahm meine Hand, die ganz kalt geworden war, zwischen ihre warmen Hände.

„„Du mußt das nicht anders auffassen, als ich es gemeint. Wäre es denn nicht viel, viel schöner, wir gehörten uns schon bald, als daß wir noch Jahre lang warten müssen. Denke nur, wenn wir jetzt schon reisen könnten! Bis du richtig Professor bist, bin ich schon ganz alt und häßlich geworden.““

„Sie sah mich so zutraulich an mit ihren dunklen Augen, es war so verlockend, was sie sprach, daß mir in dem Augenblick kein Opfer zu groß erschien, dies Glück dagegen einzutauschen. Zudem hörte ich aus ihrer Rede nur das leise Echo jener Ungeduld, die ich so lebhaft empfand. Heute weiß ich ihren Sinn besser zu deuten! Und so machten wir uns denn auf den Heimweg. Ich suchte Herrn Miller auf und erklärte mich bereit, als Teilhaber in sein Geschäft einzutreten. Am selben Abend schrieb ich noch einen Brief, um auf mein Reisestipendium nach Italien zu verzichten, und sechs Wochen darauf war unsere Hochzeit. Doch bis dahin stürzte ich mich kopfüber in meine geschäftliche Thätigkeit. Es gab gar nicht so viel zu thun, als ich gerne gearbeitet hätte, und zwar that ich dies nicht, um meinem Schwiegervater Freude an der Sache vorzueucheln, noch um

ihm meine etwaige Tüchtigkeit zu beweisen, sondern lediglich aus dem Wunsche, wirklicher Theilhaber des Geschäftes zu sein, indem ich meine ganze Kraft als Kapital dazu beisteuerte. Du magst es kleinlich nennen, aber der Gedanke, mit meiner Frau von dem Vermögen ihres Vaters zu leben, war mir ein entsetzlich drückender. Ich bekümmerte mich kaum um die Aussteuer und Wohnungseinrichtung und hätte unter diesen Umständen auch am liebsten auf jede längere Hochzeitsreise verzichtet, aber das durfte ich Eva wegen nicht. Sie war selig, endlich aus den Mauern ihres Städtchens herauszukommen, und versprach sich Wunder über Wunder zu sehen. Eine Enttäuschung mußte ich ihr aber an ihrem Hochzeitstage doch bereiten. Sie hatte wahrscheinlich erwartet, ich würde ihr einen glänzenden Brautschmuck schenken. Meines Schwiegervaters Geldschrank wäre mir auch offen gestanden, aber ich konnte mich dazu nicht entschließen. Ich gab ihr das Beste, was ich hatte: ein kleines goldenes Medaillon mit Perlen besetzt, das Bild meiner Mutter enthaltend. Sie hatte es mir, als ich noch Kind war, umgehängt, und es war das einzige Andenken, das ich an sie besaß. Ich fürchte, Eva hat es nie zu schätzen gewußt!

„Von dem Trubel unserer Hochzeit und von unserer Reise ist nicht viel zu berichten. Doch frage mich nicht, ob ich glücklich war. Ich hatte mir eben alles anders vorgestellt. Eva war anfangs wie ein frohes, ausgelassenes Kind. Daß ich in ihre Fröhlichkeit nicht ganz miteinstimmen konnte, merkte sie anfangs nicht, und als sie es merkte, nahm sie es mir übel. Meine Versuche, auf ihren übermütigen Ton einzugehen, fielen erbärmlich aus, weil es mir nicht von Herzen kam, und so entstand ein

unnatürlicher gereizter Ton zwischen uns, den ich nie für möglich gehalten hätte. Zudem schien Eva enttäuscht von dem, was sie sah und erlebte. Freilich mag ich auch ein etwas zu gelehrter trockener Cicerone gewesen sein. Zu Hause wird es besser werden, dachte ich, und so war es auch anfangs. Der Reiz ihrer neuen kleinen Häuslichkeit wirkte sehr günstig auf meine Frau, und ich ging wieder mit vollen Segeln in die Arbeit. Es dauerte nicht lange, so nahm unser Geschäft einen ganz neuen Aufschwung. Liebhaberei und Verständnis machten es, daß wir bald den Verlag verschiedener Werke kunsthistorischen Inhaltes übernahmen, daran reihten sich Stiche, es bildete sich ein regelrechter Kunstverlag heraus, und ich fand einen kleinen, wenn auch nicht ausreichenden Ersatz für mein aufgegebenes Studium dadurch, daß ich für meine eigentlichen Interessen häufige Berührungspunkte fand. Unsere Wohnung war gegenüber dem Buchladen, und ich konnte von meinem Pult aus sehen, wenn Eva an ihrem Arbeitstischchen saß. Oftmals wollte es mir vorkommen, als hätte sich ein verdrießlicher, unzufriedener Zug in ihrem Gesichtchen eingenistet, aber das konnte ja nicht sein, ich that ja mein Bestes, ihre Wünsche zu befriedigen. Freilich das Leben der Stadt und unseres Kreises konnte ich nicht ändern, nicht unterhaltender und abwechslungsreicher gestalten.

Nach einiger Zeit starb Evas Vater, und ich hatte das Geschäft allein zu leiten. Da geschah es, daß ich eines Tages eine Reise zu machen hatte, auf welche ich Eva nicht gut mitnehmen konnte. Ich übergab ihr die Schlüssel, ernannte sie scherzend zu meinem Kassierer und zog frohen Herzens ab, denn ich versprach mir geschäftlich gute und auch in künstlerischer Beziehung neue,

interessante Anknüpfungen. Mein Aufenthalt in der Hauptstadt verlängerte sich in unvorhergesehener Weise. Nach einigen Briefen, die Eva mir in den ersten Tagen meiner Abwesenheit geschrieben hatte, vermisse ich deren Nachrichten, und trotzdem ich auch erkältet war und mich nicht wohl fühlte, so hätte ich Wien nicht verlassen können, ohne daß meine Geschäfte empfindlichen Schaden gelitten hätten. Meine Besorgnis wegen der ausbleibenden Briefe von Eva wollte ich durch ein Telegramm beenden, da erhielt ich von meinem Buchhalter die Antwort, meine Frau sei schon vor fünf Tagen abgereist, nach Wien mir nachgefolgt. Meinen Schrecken über diese Mitteilung kannst du dir vorstellen, denn ich dachte nicht anders, als daß Eva unterwegs ein Unglück zugestoßen sei oder daß sie mich nicht aufgefunden hätte und nun allein in der großen, fremden Stadt umherirre. Natürlich gebe ich den Auftrag, polizeilich nach ihr zu suchen, suche selbst in allen Hotels, — nirgends eine Spur von ihr. Halb wahnsinnig vor Angst beschließe ich endlich, nach Hause zu reisen und von dort nach der Vermissten zu forschen. Ich stürze in mein Haus und höre auf mein Befragen, daß Eva nach meiner Abreise ganz ruhig und vergnügt gewesen sei und sich zu ihrer Unterhaltung viel im Baden aufgehalten habe. Es sei dort öfters ein Herr gekommen, der verschiedene Einkäufe gemacht habe und von dem meine Frau gesagt, er sei mein Freund und Schulkamerad; sie hätten viel zusammen gesprochen und gelacht. Dann sei eines Tages Eva an die Kasse gegangen, habe verschiedenes herausgeholt und schließlich gesagt, wenn Briefe gesucht würden, so lägen sie in meinem Schreibpult. Dann habe sie mit dem Hausmädchen ihren Koffer gepackt und

sei abgereift. Ihren Andeutungen nach hatten alle geglaubt, sie langweile sich allein und wollte mich aufsuchen.“

„Armer Franz!“

„Ganz recht, armer Franz! Im Vorgefühle des Entsetzlichen ging ich mit bleischweren Gliedern an meinen Schreibtisch, zu dem ich noch einen zweiten Schlüssel besaß. Ich schloß auf und vornean lag ein Brief von Eva an mich adressiert und der Kassenschlüssel. Ich öffnete den Umschlag und las.“ — Franz erhob sich von dem kleinen Sofa, auf dem die Freunde saßen, ging an einen Schrank und holte aus einem Kästchen einen zerknitterten Brief, den er Wilhelm reichte. Dieser las:

„„Lieber Franz!

Ich weiß, daß Du mich über alles liebst, daß Du imstande bist, mir alles zu opfern, um mich glücklich zu wissen. Ich war an Deiner Seite nicht glücklich; trotz aller Liebe langweilte ich mich. Ich lernte in Deiner Abwesenheit den Grafen Konrad kennen. Er betet mich an! Er wird mich auch in die Sphäre bringen, von der ich träumte.

Verzeih mir und vergiß mich

Eva.

Ich entnahm der Kasse einiges Reisegeld.““

„Als ich das gelesen, hatte ich nur den einen Gedanken: wäre sie lieber tot! Was ich tagelang bange gefürchtet, kaum zu denken gewagt, jetzt wäre es mir als Gnade erschienen. Ich saß hinter dem Glasverschlag. Toll wirbelten mir die Gedanken. Schmerz, Wut, Scham, Verzweiflung packten mich, dazu die Müdigkeit, die durchwachten Nächte, die nicht beachtete Erkältung, alles zusammen machte, daß ich plötzlich besinnungslos hinfiel.“

Ich war nun lange Zeit sehr krank und erinnere mich aus meinen Fieberträumen nur mehr, daß ich immer eine goldene sechsspännige Kutsche sah, die mir mein Glück entführte. Ich wollte der Kutsche nach, konnte sie aber nicht erreichen.

Von meiner Krankheit erübrigte ich ein Augenleiden, das mich lange, lange Zeit zu jeder Arbeit unfähig machte. Als ich moralisch und physisch so weit gekräftigt war, daß ich nach meinem Geschäfte sehen konnte, erfuhr ich, daß es vollständig im Rückgange begriffen sei. Verschiedenen Verpflichtungen konnte nicht nachgekommen werden, weil Summen fehlten, über die niemand Auskunft geben konnte als ich — und ich gab keine Auskunft. Das Geschäft löste sich bald von selbst auf, und ich behielt nur noch einen kleinen Vorrat von Büchern und allerlei Stiche und Mappen. Da mir jede Energie abging, so beschloß ich, dieselben in diesem Lädchen, das ich von einem Trödler mit samt einer Menge alten Krames übernommen hatte, langsam zu verkaufen. Manchmal wurden mir auch Bücher und Bilder angeboten, und ich kaufte sie. Zu den Bildern kamen kleine Navitäten, die ich dann wieder verkaufte. Oft ereignete es sich, daß ich Gegenstände kaufte, weil der Verkäufer eine geringe Summe nötig brauchte, und so kam es, daß ich mit den Jahren und teilweise ohne bestimmte Absicht Besitzer einer richtigen Trödelbude wurde, als welchen du mich gefunden. Und das ist nun meine Geschichte.“

„Armer Junge, und so sitzt du hier zwischen dem toten Kram, dem garstigen Zeug, du, dessen Augen und Sinne so empfänglich sind für das Schöne!“

„Schilt mir meinen Kram nicht tot und häßlich,“ sagte

Franz, und ein leichtes Lächeln erhellte sein Gesicht. „Der Kram ist nicht so tot, wie du meinst. Nachts, wenn alles Leben ringsum schläft, der Laden geschlossen und die Thüre zu meinem Zimmer offen ist, da geht oft ein Wispern und Flüstern durch die Regale, und mancher der Gegenstände, die unbedeutend und wertlos aussehen, erzählen von ihren Erfahrungen und Erlebnissen. Ich lausche, und wenn ich höre, wie viel Elend allenthalben in der Welt ist, wie wenig Heiteres es giebt, dann denke ich, daß mein Unglück nur ein kleiner Teil des großen Elends ist.“

„Und das tröstet dich?“

„Ich suche Trost darin, und auch Zerstreuung, indem ich aufschreibe und sammle, was mir der „tote Kram“ erzählt.“

Eine alte Uhr im Laden schlug schnarrend.

Wilhelm fuhr von seinem Sitze auf. „Ich muß jetzt fort, Franz, denn ich habe mich schon länger aufgehalten, als meine knappe Zeit erlaubt. Aber nun soll keine so lange Pause in unserem Verkehre mehr entstehen. Nicht wahr, du schreibst mir, auch wenn ich dir nicht in langen Episteln antworte?“

## Was die alte Spitze erzählt.

---

Eines Abends, als der Trödelladen wohlverschlossen, menschenverlassen und stille dalag, da knisterte es mit einennmale in dem steifen rosa Papier, auf das ein Stück Spitze aufgerollt war. Ein fingerbreiter, schwarzbrauner Streif lief im Zickzack quer über deren Muster. Doch die Spitze schien dies nicht als eine Verunzierung zu betrachten. Als eine kleine Applikationsstickerei in ihrer Nähe sie schüchtern fragte, ob sie vielleicht etwas zu erzählen wisse, da sagte sie sogar mit einigem Stolz: „Wohl weiß ich manches zu erzählen, denn ich bin eine echte alte Spitze. Nicht wie jene Erzeugnisse moderner Industrie, die, in Kaffeesud gefärbt, sich das Ansehen ehrwürdigen Alters geben und nicht mehr erlebt haben als ein baumwollener Strumpf, der kaum die Strickmaschine verlassen, in eine Schachtel verpackt, des Käufers harret. Ich aber will euch, wenn ihr wollt, diejenigen von meinen Erlebnissen mitteilen, die sich auf den Flecken oder Streifen, den ihr an mir seht, beziehen.“

„Ach ja, erzähle,“ rief es im Kreise.

„Ich bin unbestritten vornehm niederländischer Abkunft.“

Das Wort „unbestritten“ betonend, machte die Spitze eine Pause und warf einen bedeutungsvollen Blick auf ein kleines

Ölbild, das ihr gegenüber an der Wand hing. Dieses schien den Hieb nicht zu merken, und die Erzählerin fuhr fort: „Ich bildete einen Teil der kostbaren Ausstattung, welche die Gräfin Milani ihrer Tochter gab, als diese sich mit dem Guts Herrn Grafen Lauchfeld vermählte. Unter einer Menge minderwertiger Genossen lag ich lange unbenutzt, bis ich eines Tages triumphierend hervorgeholt und an das Taufkleidchen der kleinen Erstgeborenen gesetzt wurde. Ich machte mich pompös, als ich dunkel elfenbeinartig auf rosa Seide lag, und wurde allgemein gebührend bewundert, fast ebenso sehr als das blauäugige, blondlockige Engelnchen, das in der Wiege lag. Es war ein furchtbar heißer Augusttag. Mein Comteschen hatte sich während des Taufaktes sehr ruhig und liebenswürdig benommen und war nachher schlafend in ein kühl und schattig gelegenes Zimmer gebracht worden, während die Gäste sich zur Tafel versammelten. Die Wärterin der kleinen Elisabeth war im Gefühl ihrer Würde und Wichtigkeit, ermüdet von dem staubigen, sonnigen Weg zur Dorfkirche in ihrem Sessel an der Wiege eingenickt und hatte nicht bemerkt, daß ein Gewitter am Himmel aufstieg, bis auf einmal ein heftiges Donnergekrach mit gleichzeitigem Blitzschlage sie weckte. Schreiend fuhr sie auf und sank entsetzt in die Knie, als sie sah, daß der Blitz eingeschlagen hatte. An der Decke des Zimmers war er herein- und an der Wand heruntergefahren und hatte mich streifend versengt, wovon ihr die Spuren eben noch sehen könnt. Comteschen schlief ruhig weiter und fing erst zu weinen an, als die Amme uns heulend aufspackte, in den Speisesaal lief, dort das geschehene Wunder von der Rettung des Kindes zu erzählen. Der jungen Mutter traten Thränen

in die Augen, als sie mich betrachtete und dabei denken mußte, welch ein Glück es war, daß der Blitz nicht ihr Kindehen getroffen hatte. Mit zitternden Händen trennte sie mich andern- tags von dem Taufkleidchen ab und setzte mich an kostbaren Brokat. Als Altardecke wurden wir der Kirche gestiftet. Dort hing ich jahrelang. Jedermann kannte mich und betrachtete mit Ehrfurcht meinen braun gefengten Streifen. Von ihrem fünften Jahre an kam auch mein Comtessechen regelmäßig zur Kirche und sie versäumte nicht, wenn sie an den Altar trat, mich leise streichelnd zu berühren, denn sie kannte den Zusammenhang zwischen ihr und mir. Sie war ein herzig liebes Kind geworden, ähnlich dem Miniaturbildchen dort drüben im Sammetrahmen," erzählte die Spiße weiter, „aber auch nur ähnlich, denn ihren ganzen Liebreiz hätte kein Maler wieder zu geben vermocht. Nun war es einmal im Sommer zur Erntezeit, und die Kirche war auch an Wochentagen ungewöhnlich viel besucht, denn der Typhus war im Dorfe ausgebrochen, und es gab viel Trost- bedürftige und oft Leichenbegängnisse. Eines Nachmittags war die Leiche des Schullehrers eingesegnet und draußen auf dem Kirchhofe beerdigt worden. Die Dorfleute hatten sich verlaufen, wie ich durch die offene Kirchenthüre sehen konnte. Die Sonne neigte sich dem Untergange zu, und durch die bunten Gläser der Fenster fielen schöne bunte Lichter auf mich, die Heiligenbilder und die Wachskerzen, die den Altar umgaben. Da trat ein Knabe in die Kirche, der Sohn des Schullehrers, den ich wohl kannte. Bläß und thränenlos schritt er gesenkten Hauptes bis zum Altar und sank dort im Schatten eines Kirchenstuhles zusammen.

„Ich hätte damals gerne meinen Märtyrerstreifen drum gegeben, wenn ich dem jungen Menschenkinde ein paar tröstliche Worte hätte sagen können. Vergebens das Mitleid, das meine zarten Fäden erzittern machte! Es wurde dunkler und der Knabe mochte schon eine Stunde oder länger in dem finstern Winkel gekauert haben, da hörte ich eilig trippelnde Schrittschen auf den Steinsiefen, und gleich darauf erkannte ich mein Comteschen. Sie kniete sich auf die Stufen des Altars hin, drückte ihr liebes Gesichtchen heftig in mich, so daß ich fast zerrissen wäre, und weinte bitterlich. Nach einigen Minuten herzbrechenden Schluchzens schüttelte sie die blonden Locken zurück, faltete die Hände und betete laut: „„Lieber Gott, gieb, daß mein Mütterchen wieder gesund wird; ich will auch fromm und gut sein mein Leben lang!““ — Hell und klar durchdrang die reine Kinderstimme den Raum und hallte wieder von den Wänden.

„Der Knabe in der Ecke hatte sie vernommen. Er erwachte aus seinem Brüten, richtete sich auf und mochte in der betenden Kindergestalt einen Engel sehen. Ein erlösender Thränenstrom brach aus seinen Augen, und auch er sank in die Knie. Erschreckt drehte Elisabeth sich um, und als sie den Knaben weinen sah, fragte sie: „„Betest du auch für deine Mutter?““

„„Ich habe keine Mutter mehr. Sie haben mir eben den Vater begraben, — ich kann nicht beten — und ich will auch nicht zum Dufel in die Schneiderlehre.““

„Das Comteschen, dessen Leben bis zur Stunde der Erkrankung seiner Mutter heller Sonnenschein war, konnte nur ahnend den Schmerz fassen, der sich in den wenigen Worten

des Knaben aussprach. Dennoch ergriff sie tiefes Mitgefühl, und ihr eigenes Weh, das sie zur Kirche geführt, vergeßend, sagte sie treuherzig und altflug: „„Versuch es mir zu beten. Mama sagt immer, der liebe Gott ist gut und hilft oft wunderbar.““ Als der Knabe ungläubig den Kopf schüttelte, da faßte sie ihn, zog ihn zu den Stufen des Altars nieder und sagte wichtig und geheimnißvoll: „„Der liebe Gott hat schon einmal an mir ein sichtbares Wunder gethan; hier das Zeichen davon,““ und sie fuhr mit ihrem Fingerchen schein über mein Brandmal. „„Wir wollen jetzt zusammen beten!““ und das Kind veranlaßte den willenlosen Knaben niederzuknieen und mit ihr ein Gebet zu sprechen. Dann stand sie auf und sagte: „„Komm jetzt mit zu Papa; wir wollen ihn bitten, daß er macht, daß du nicht in die Schneiderlehre mußt,““ und fort trippelte sie, den Knaben an der Hand nach sich ziehend.

„Jahre vergingen. Comtesse Elisabeth mußte wohl nach der Stadt in eine Erziehungsanstalt gekommen sein, denn von ihrem zehnten Jahre an hatte ich sie nicht mehr gesehen. Da geschah es eines Tages, daß zwei Herren in die Kirche traten und sich mehr neugierig als andächtig umsahen, bis endlich einer von ihnen sagte: „„Die Altardecke mit der Spitze hielt ich für ein geeignetes Ausstellungsobjekt.““

„„Sie steht mit Vergnügen zu Ihrer Verfügung,““ sagte der andere. Bald darauf kam der alte Mesner, entfernte mich mürrischen Gesichtes vom Altar, legte mich sorgfältig zusammen, packte mich ein, und als ich wieder Luft und Licht um mich fühlte, befand ich mich in einem großen Saal. Wieder bemäch- tigten sich einige Herren meiner, und ich kam erst recht zum

Bewußtsein, als ich der ganzen Länge nach in einem Glaskasten aufgehängt war.

„War jemand von euch einmal in einem Museum ausgestellt?“ fragte hier die Spitze und dachte wohl, sie sei die einzige, die das erlebt. Es schwieg auch alles ehrfurchtsvoll, nur ein kleines Porzellanfigürchen meldete mit dünner Stimme, es sei in einer keramischen Ausstellung gewesen.

Da lachte die alte Spitze voll Verachtung. „Was ist eine keramische Ausstellung, wo das geschmackloseste Zeug aufgenommen wird, wenn es seinen Bienenkorb oder seine Schwerter aufweisen kann, gegen die Bedeutung eines kunstgewerblichen Museums, das dazu dient, den Geschmack und das Verständnis für das Schöne zu bilden! Ich gestehe, daß ich mir in den ersten Tagen, die ich in dem Kasten hing, meiner Anteilnahme an der hohen Mission auch gar nicht ganz bewußt war. Der Kontrast zwischen der Stille meiner Dorfkirche und dem bewegten Leben, das sich im Museumszaale vor meinen Augen entwickelte, war aber auch zu groß. Nach und nach nur lernte ich mich in meine Umgebung schicken und wurde mir dabei meines eigenen Wertes erst bewußt, denn es trat niemand an den Kasten, in dem ich hing, der nicht meine Feinheit und die Schönheit meines Musters bewundert hätte.

„An einem regnerischen Vormittage, da weniger Leute als sonst das Museum besuchten, sah ich einen jungen Mann in den Saal treten. Mit großem Interesse betrachtete er die ausgestellten Gegenstände, machte sich Notizen, und daraus sowohl als auch, weil er oft unscheinbare Dinge mit Verständnis ansah, konnte ich erkennen, daß er Fachmann sei. Als er meinem

Kasten nahe kam, da war es mir, als hätte ich ihn schon einmal gesehen. Er blieb stehen, betrachtete mich nachdenklich und auch wie von einer plötzlichen Erinnerung erfaßt, zog er sein Taschenbuch hervor und begann mich zu zeichnen. Wir hatten beide nicht lange Zeit uns in unsern gegenseitigen Anblick zu vertiefen, denn es näherten sich abermals Besucher: ein älterer Herr und eine schlanke, blonde, junge Dame. Als ihr Blick mich streifte, blieb sie stehen und sagte: „„Si Papa, sieh doch, da ist ja meine Spitze aus unserer Kirche! Ich kenne sie genau, und da ist auch die Stelle, die damals vom Blitz gestreift wurde.““ Sie trat an den Kasten heran und neigte sich zu mir. Im selben Momente erkannte ich an der Stimme meine kleine Elisabeth.

„Der junge Mann mit dem Notizbuch mußte sie auch erkennen, denn nach einem prüfenden Blick, den er auf sie geworfen, grüßte er überrascht, doch ehrfurchtsvoll. Sie dankte errötend und sagte: „„Ich glaube, Papa, der Herr ist — jener kleine Junge, dem du vor 15 Jahren geholfen, daß er nicht in die Lehre gemußt.““

„„Ach das freut mich,““ sagte der alte Herr. „„Sie haben wohl mit Erfolg studiert? Ich habe Sie seit einigen Jahren aus den Augen verloren.““

„„Ja, ich habe dank Ihrem Stipendium Studien gemacht und bin, freilich nicht ohne Schwierigkeiten, so weit gekommen, in wenigen Monaten die leitende Stelle eines Museums zu übernehmen.““ Zu dem Comteschen gewandt, sprach er: „„Auch ich habe soeben diese alte Spitze als diejenige erkannt, die unsern Altar in der Dorfkirche schmückte. Sie erinnert mich an die unglücklichste Stunde meines Lebens, die mir doch auch Glück brachte.““

„Comtesse Elisabeth lächelte freundlich, und ich hätte gerne gehört, was noch weiter gesprochen wurde, konnte aber nur noch vernehmen, daß der junge Mann „Herr Professor“ genannt wurde, denn sie schritten unter seiner Führung jetzt die Gegenstände betrachtend, in den nächsten Saal. Wie ich später erfuhr, war ich vom Museum nicht käuflich erworben worden, sondern nur leihweise. Mit dem Schluß der Ausstellung für kirchliche Geräte endete auch die abwechslungsreichste Zeit meines Lebens, denn ich wurde wieder in die Stille meiner Dorfkirche zurückgebracht, wo ich Muße hatte, über vieles nachzudenken. Zu meinen Lieblings Erinnerungen zählte natürlich das Wiedersehen mit meinem Comteschen und dem Schullehrerssohn, und ich hegte den stillen Wunsch, von deren Schicksalen noch etwas zu hören. Da ereignete sich folgendes. Eines Tages im Winter begann in der Kirche frühmorgens rege Thätigkeit. Die Kanzel und Betstühle wurden mit Teppichen behangen, an den Wänden entlang wurden Bäume und Pflanzen aufgestellt, ringsum Kerzen angebracht und angezündet, und es füllte sich nach einigen Stunden das Schiff mit festlich geputzten Menschen aus dem Dorfe sowie aus der Stadt. Es schlug 12 Uhr, die Glocken läuteten, alles blickte gespannt zur Thüre, endlich öffnete sie sich und herein trat in schleppend weißem Gewande, den Myrtenkranz auf dem Haupt, Elisabeth am Arme des Professors. Als die beiden glückstrahlend an den Altar traten, da fühlte ich ihre Blicke gleichzeitig einen Moment auf mir ruhen, und ein Stückchen ihrer Seligkeit übertrug sich auf mich, denn ich wußte es, ich fühlte es, daß ich teil hatte an ihrer Vereinigung.“

Die Stimme der Spitze, die anfangs etwas trocken, kalt

geklungen hatte, klang nun wie von Rührung verschleiert. Als sie schwieg, sagte eine alte Sandauer Dose, der die Bornehmheit der Spitze ein Dorn im Auge war, in hämischen Ton: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch, wie Prinz und Prinzessin im Märchen.“

„Ich will es hoffen,“ versetzte die Spitze leise, „denn es sind gute Menschen.“

## Was das Püppchen erzählt.

---

Ein Püppchen, dem ein Arm und ein Bein fehlte, fragte einmal ganz leise die silberne Lichtputzschere, neben der es lag, ob sie glaube, daß es seine Erlebnisse erzählen dürfe.

„O ja,“ sagte die Lichtputze in patronisierendem Ton, „erzähle immerhin, es wird ja nicht viel sein.“

„Ach nein, aber es ist auch nicht heiter,“ sagte das Püppchen nun schon mit etwas lauterer Stimme.

„Unfres Lebens Stolz ist Sorg' und Müh',“ zitierte das Brevier, und da niemand sonst Einsprache erhob, begann der kleine Invalide:

„Ihr kennt doch den Spielwarenladen an der Straßenecke drüben? Dort hatte ich zum erstenmal das Bewußtsein meines Daseins. Der Platz, den man mir gegeben, war ein sehr guter, denn ich konnte von dort aus alles beobachten, was im Laden vorging, und gleichzeitig die großen Schaufenster im Auge behalten. Da ich nur ein unbedeutendes Püppchen mit ganz alltäglichen Eigenschaften war, und eine Reihe gleicher Schwestern neben mir lag, so geschah es, daß ich lange nicht verkauft wurde und daher Zeit gewann, Betrachtungen anzustellen.

„Ich sah da Eltern die teuersten Spielsachen wählen, um

ihren verwöhnten Kindern eine kurze Freude zu machen, und sah dagegen Kinder die Nase an der Scheibe des Ladenfensters platt drücken, um voll Verlangen die ausgebreiteten Herrlichkeiten zu sehen, von denen sie nur zu gut wußten, daß sie für sie unerreichbar seien. So wurde das Verlangen in mir rege, einmal einem genügsamen Kinde zu gehören. Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen rückte die Weihnachtszeit heran, und ich lag noch immer auf demselben Platze. Eines Morgens hörte ich eine der Verkäuferinnen sagen: „„Heute ist endlich der letzte Tag, an dem wir so viel zu thun haben; dann können wir wieder aufatmen.““

„Als ich das hörte, dachte ich bei mir, daß es mir für dieses Jahr nun schon nicht mehr bestimmt sei, einen Weihnachtstisch zu schmücken. Trotzdem ich mich im Laufe der Zeit daran gewöhnt hatte, keine zu hohe Meinung von mir zu haben, so wurde ich durch diesen Gedanken doch ein wenig herabgestimmt. Es wurde Nachmittag; die Käufer wurden immer weniger, und man beschäftigte sich hauptsächlich damit, die gewählten Sachen rasch zu verpacken und an die betreffenden Adressen zu schicken, als die Thüre aufging und eine Frau in den Laden trat. Sie hatte ein frisches, junges Gesicht, dem man ansah, daß sie trotz der Sorgen um das tägliche Leben doch heiter und glücklich war. Sie trug einen Korb am Arm und eine kleine abgegriffene Geldbörse in der Hand. Flüchtigen Blickes streifte sie die theuern Gegenstände, die auf dem Tisch lagen, und fragte dann mit einiger Verlegenheit, ob nicht auch billigere Spielsachen zu haben wären. Mit der Mittheilbarkeit einfacher Leute fügte sie hinzu, sie wäre die Frau eines Bahnwärters. Ihr Mann hätte heute

Dienst, und sie wäre den ganzen Tag über in einem Hause beschäftigt gewesen; dort sei eine so gute Dame, die habe sie zwei Stunden früher als sonst nach Hause geschickt, damit sie ihre Kleine noch munter treffe. Das Ersparnis einer halben Woche wolle sie nun daran wenden, dem Kinde noch ein Büppchen zu kaufen. Aber wie gesagt, es dürfe nicht so viel kosten.

„Das Ladenmädchen zeigte ihr daraufhin verschiedene Sorten und Größen von Puppen, bis auch ich an die Reihe kam. Es ist kein angenehmes Gefühl, so von allen Seiten betrachtet und nach seinem Aussehen und Wert geprüft zu werden. Doch auch diese Momente gingen vorbei, und ich fand Gnade in den Augen der Frau. Sie bezahlte den für mich verlangten Preis, und indem sie wiederholt die Versicherung aussprach, wie sehr sich ihr Rädchen mit dem Geschenke freuen würde, ging sie zur Thüre hinaus.

„Es war empfindlich kalt, doch die Erwartung der Dinge, die jetzt für mich kommen sollten, machten mir ganz warm. Rätchens Mutter ging sehr rasch; entweder war der Weg, den wir zurückzulegen hatten, wirklich ein so weiter, oder meine Ungeduld, meine künftige Herrin kennen zu lernen, war so groß, daß mir die Zeit endlos erschien. Endlich blieben wir vor einem kleinen Hause stehen. Als wir an der Thüre waren, steckte mich die Frau in den Korb, wahrscheinlich um erst im geeigneten Moment die Überraschung vollständig zur Geltung zu bringen. Da ich neugierig war, meinen neuen Aufenthalt und meine kleine Gebieterin gleich kennen zu lernen, so drückte ich mich ganz fest an die Wand des Korbes, um durch die Ritzen des Geflechtes durchgucken zu können. Ich hörte wohl im Eintreten

die Thüre knarren, konnte aber nichts sehen, wahrscheinlich war es im Zimmer dunkel.

„Ich fühlte dann, daß meine Trägerin den Korb auf den Boden stellte; da auch sie vielleicht, wie ich, im Eintreten ein leises Wimmern vernommen haben mochte, hörte ich sie eilig nach Bündhölzern suchen und Licht anzünden. Im ersten Augenblick konnte ich noch nichts unterscheiden, doch ein halbunterdrückter Schreckenschrei ließ mich vermuten, daß dem kleinen Rädchen während der Abwesenheit der Mutter irgend etwas zugestoßen sein müsse. Was es eigentlich war, darüber konnte ich anfangs gar nicht klar werden. Eine Ahnung aber sagte mir, daß mein Empfang, den ich mir unter Lachen und Jubeln vorgestellt hatte, anders ausfallen würde; vorerst unterblieb er sogar ganz. Von meinem Korb aus konnte ich nicht viel sehen. Die Ausrufe: „„Großer Gott! Rädchen, was ist dir? Was hast du gemacht?““ ließen mich erst auf einen äußern Unfall schließen. Bald jedoch hörte ich eine zweite Stimme, die einer Nachbarin gehören mochte. Aus dem Gespräch, das, da es im Ab- und Zugehen geführt wurde, nur stückweise an mein Ohr gelangte, erfuhr ich dann folgendes: Morgens früh sei Rädchen noch frisch und gesund gewesen; die Mutter hatte sogar die Hälfte des Schulweges mit ihr zurückgelegt. Nachdem sich die beiden getrennt — so hatte das Kind bei seiner Heimkunft der Nachbarin erzählt —, hätte Rädchen unweit vom Schulhause ein Kind, jünger als sie, weinend auf einer Treppe sitzen sehen. Rädchen sei mitleidig auf es zugegangen, habe mit ihrem Tüchlein dessen Thränen getrocknet, und da es über allgemeines Übelbefinden klagte und den Heimweg nicht allein zu finden

meinte, so hätte Käthen die Kleinere nach ihrer Wohnung begleitet.

„Die Strafe, die das Zuspätkommen in der Schule nach sich zog, kränkte die kleine Samariterin sehr und preßte ihr viele Thränen aus: dem Umstande schrieb man nachher ihren heftigen Kopfschmerz zu. Im Laufe des Nachmittags stellte sich Halschmerz und brennende Hitze ein, und in diesem Zustande, in eine Ecke des Sofas gekauert, hatte die Mutter sie sodann gefunden. Da ich gespannt auf jedes Wort, auf jedes Geräusch lauschte, hörte ich, wie verzweifelt die Mutter über das Kind sprach, das vor wenigen Stunden noch ein Bild der Gesundheit gewesen und jetzt in Fieberglut dalag, hörte die Nachbarin noch einige beruhigende Worte sagen und sich bald verabschieden, weil sie selbst Kinder hätte, wie sie entschuldigend meinte, und dann wurde es ganz stille.

„Die Gegenwart der Mutter hatte natürlich beruhigend auf die Kleine gewirkt. Sie war zu Bett gebracht worden, und als ich endlich nach langen peinlichen Warten aus meinem Gefängnisse geholt wurde, legte mich die Mutter in die heißen Hände eines kleinen Mädchens, dessen blonder Vordenkopf allerliebste zu nennen gewesen wäre, hätten die blauen Augen nur nicht so fieberhaft unruhig herumgeblickt. Indessen mußte der Eindruck, den ich machte, doch ein günstiger gewesen sein, denn bei meinem Anblick ging ein wahrer Freudenstrahl über das glühende Gesichtchen. Sie streichelte mich, küßte mich und bettete mich neben sich auf ihr Kopfkissen.

„Die Mutter, trotzdem sie sich um die Freude ihres gefunden Lieblings betrogen sah, war jetzt überglücklich, der kleinen

Kranken durch das Geschenk einiges Vergnügen gemacht zu haben. Sie saß am Bettchen ihres Kindes, die kalten Aufschläge auf seiner heißen Stirn von Zeit zu Zeit erneuernd und ihm öfter einen Schluck Wasser reichend, denn es klagte über gar so argen Halschmerz. Als es immer später und endlich Nacht wurde, war es kein Wunder, daß die arme Frau, die den ganzen Tag über angestrengt gearbeitet hatte, anfing, auf ihrem Stuhle einzunicken.

„Mädchen hatte mich fest an sich gedrückt, und ich konnte deutlich fühlen, wie das Körperchen immer glühender wurde, wie sie sich ängstlich im Bette herumwarf und wie der Atem kürzer und pfeifend wurde. Es ist schrecklich, an einem Krankenslager nichts als eine Puppe zu sein, vom besten Willen beseelt, nicht, gar nicht helfen zu können! Ich hatte das Kind in den wenigen Stunden, die ich es nur kannte, lieb gewonnen, und es that mir bitter weh, als ich zur Erkenntnis kam, daß es nimmer lustig mit mir spielen würde, daß ich die letzte Freude gewesen sei, die ihm seine Mutter mit Opfern erkaufte.

„In andern Häusern mochten meine Schwestern schon vor-sichtig und schonend in ein neues Puppenbett gebracht worden sein, doch ich hätte mit keiner derselben getauscht gegen das Gefühl der Befriedigung, das ich hatte, dem Kinde, wenn auch nur für einen kurzen Moment, seine Leiden vergessen gemacht zu haben. Ich war mit ähnlichen Gedanken beschäftigt, als Mädchen in wilden Phantasien emporschnellend mich unwill-kürlich fortschleuderte, so daß ich mit Gepolter zu Boden fiel: dabei zerbrach mein Arm. Die Mutter erschrak durch das Geräusch, fuhr von ihrem Sitze auf, um nach ihrem Kinde zu

sehen, und zertrat mein Bein. Der Schrecken machte mich bewußtlos. Ich mußte stundenlang ohne Besinnung gewesen sein, denn als ich wieder zu mir kam, lag ich bei hellem Tageslicht am offenen Fenster. Das Zimmer schien nicht mehr bewohnt zu sein; Leute gingen hin und her und erfüllten es absichtlich mit Dämpfen. Da stieß jemand unversehens an mich, so daß ich zum Fenster hinausflog und aufs Straßenpflaster fiel, wo mich ein Lumpensammler fand und mit andern Dingen hierher brachte. Ich habe in meinem Leben nicht viel geleistet, entlockte nur einmal einem kranken Kinde ein Lächeln, doch da ich nicht mehr thun konnte, will ich trachten, in Geringem Befriedigung und Ruhe zu finden.“

---

## Was die Kaffeemühle erzählt.

„Ihr seid neugierig, wieso ich in den Trödelladen kam,“ sagte die Kaffeemühle, indem sie mit einiger Nichtachtung ihre Nachbarn musterte. In der That nahm sie sich gegen die Tabakbüchse ohne Deckel und mit zerfallenen Rand und gegen die Moderateurlampe ohne Glocke und Cylinder stattlich genug aus. Die Messingschale zur Aufnahme der Bohnen war spiegelblank, nur mehrfache Beulen an ihr sowie der Mangel eines Knopfes am Lädchen, zusammen mit jenem Glanze, der vom Abgegriffensein stammt, gaben Zeugnis, daß die Flucht der Jahre auch diese nützliche Küchenmaschine gestreift hatte.

„Ja, ja, Undank ist der Welt Lohn, und ich hätte nie gedacht — —“ Bei diesen Worten seufzte die Kaffeemühle so entsetzlich, daß die Guitarre an der Wand gegenüber — sehr sensitiv und mitfühlend — gleich leise winnlernd mittönte. Die Kurbel der Mühle aber wackelte infolge des Seufzens so heftig, daß zwei alte Leimpfannen, die auf demselben Einse standen, im stillen einen organischen Fehler des neuen Ankömmlings konstatierten. Aber eine Kaffeemühle, die das Bedürfnis hat, sich auszusprechen, und dazu aufgefordert wird, überwindet solche Momente schwäch-

licher Sprachlosigkeit bald, und so hub sie denn mit etwas kreischender Stimme alsbald zu erzählen an:

„Jahrelang führte ich ein beneidenswert wonniges Dasein in der Küche eines der benachbarten Häuser. Ich stand unter dem Scepter einer alten Köchin, die mich zu schätzen wußte: damit ist viel, wenn auch nicht alles gesagt. Ich hatte das lebhafteste Gefühl, nützlich, ja notwendig zu sein, und welchem Herzen thäte das nicht wohl! Zweimal im Tage wurde ich mit freundlichem Lächeln von meinem Platze geholt und sorgfältig wieder dahin zurückgestellt, zweimal der Woche in liebevollster Weise geputzt, so daß es schnöder Undank gewesen wäre, wenn ich die aromatischen Bohnen, die man mir anvertraute, nicht in bestgemahlenem Zustande zum Verbrauch geliefert hätte. Doch nicht nur die Arbeit war es, die mir das Leben angenehm machte, auch meine Seele . . . .“ Die Kaffeemühle machte eine Pause und seufzte wieder, daß die Gitarre klang. —

„Weiter, weiter,“ hauchte ein Parfümfläschchen, das schon lange seinen Glasstöpsel verloren hatte, „die Seele, das Zarte, Duftige ist's, was mehr interessiert als geriebene Kaffeebohnen.“ Die Kaffeemühle überhörte, wie es schien, diese Bemerkung und fuhr fort zu erzählen. Durch ihre Stimme bebte jetzt eine gewisse Befangenheit, und in ihrem Innern war sie froh, daß es dunkelte, denn sie war sich bewußt, am hellen Tag hätte sie rot überlaufen müssen beim Erzählen ihrer Herzenserlebnisse, und die Zeiten waren nicht mehr, da sie blank geputzt worden wäre.

„Also, sagte ich schon, daß mein Platz auf dem Küchenschränk war? Nun ich stand, wenn meine alte Freundin mich

nicht handhabte, auf dem Küchenschrank, aber nicht allein — neben mir stand ein Mörser. Ich sag' euch nur, ihr alle habt noch keinen solchen Mörser gesehen: hoch, schlank und glänzend wie Gold! Doch was sind diese äußern Eigenschaften gegen den innern Wert der Tugenden, die ich damals in ihm sah, und vor allem seiner Stimme. „„Ein göttlicher Tenor““ stand einmal auf einer Rosinentüte, die die Köchin heimggebracht; sie wußte nicht, was das bedeutete, aber ich wußte es. Wahre Freudentage erlebte ich, wenn Zucker und Pfeffer gestossen wurde, dann lauschte ich den Tönen, und lauschte um so lieber, als er einmal, wie zufällig an mich stoßend, mir zuflüsterte: ich liebe dich! — Glückliche Tage, da ich meine Kurbel immer nach rechts stellte, weil sein Stößel links stand. Und wenn er dann in zarter Berührung leise tönte, wie wohlig ward mir bei den süßen Klängen.“ Die Kaffeemühle machte abermals eine wehmütige Pause. Eine ältliches Horn, das umweit an einem Haken hing, wollte nun, von prophetischem Geiste durchdrungen, das stimmungsvolle Lied: „Behüt' dich Gott“ intonieren, da es aber „antik“ und nicht modern sein wollte, so ließ es lieber den Choral: „Es ist bestimmt in Gottes Rat“ anklingen.

„Du ahntest recht; vom Liebsten muß' ich scheiden! Hört, wie es kam. Eines Tages, ich weiß nicht warum, war die alte Köchin fort, und eine junge trat an ihre Stelle. Nun war's vorbei mit der liebevollen Behandlung, die mir schon Bedürfnis geworden war, und selbst die Schmeichelworte meines Mörsers waren oft nicht imstande, mich zu beruhigen. Die neue Köchin war jung und hübsch und hatte, wie ich im Laufe der Zeit erfuhr, gleich mir eine Liebe im Herzen; doch auf ihre rohe Natur

machte die große Leidenschaft gerade den entgegengesetzten Einfluß zu dem veredelnden, den ich empfand. An Tagen, da sie ihren Bräutigam auf dem Markte oder sonst nicht traf, wo sie eifersüchtige Regungen haben mochte, oder wegen ihrer Zerstreuung gescholten wurde, da mußte es das ganze Küchengefchirr entgelten. Sie schlug mit allem herum, was ihr gerade in die Hand kam. Die eisernen Töpfe stießen Laute verhaltener Wut aus, Teller gingen den Weg alles Irdenen, Gläser zerklirrten, mein Mörser hatte Töne des Schmerzes, die mich erzittern machten in Mitleid und Bewunderung, — ich trug Beulen davon, wie ihr seht, und den Verlust des Knopfes an meinem Lädchen. Lange hätte diese Wirtschaft nicht weiter gehen können. Die Katastrophe trat auch bald ein; leider war ich das Opfer derselben. Eines Tages hatte die Köchin eine Korrespondenzkarte erhalten, die sie sehr in Aufregung versetzte. Eine Stunde früher als sonst holte sie mich von meinem Plaze, um den Nachmittagskaffee zu mahlen. Mit kolossaler Kraft hielt sie mich, auf dem Sessel sitzend, mit den Knien fest, daß meine Wände krachten, und während sie mit der Rechten eisern meine Kurbel drehte, hielt sie in der Linken die Karte, um sich über die Stunde ihres Rendez-vous nochmals zu versichern. Da tönten Schritte. „Die Gnädige!“ sagte sie voll Schrecken, und ehe ich mir's versah, hatte sie die steife Karte in meinen Hals gesteckt und drehte dabei mit scheinbarer Seelenruhe an meiner Kurbel weiter. Man kann sich denken, wie mir wurde. Ich ächzte, stöhnte, stieß die entsetzlichsten Töne aus, bis die zerrissenen Papierfasern den Kolben in meinem Innern derart umgaben, daß ich stumm ward und bewegungslos. Die rohe Hand drehte

erbarmungslos weiter — knacks! — da war die Kurbel gebrochen und ich unbrauchbar. Die hinterlistige Person stellte mich jetzt wieder auf den Schrank, so daß man von unten den Schanden nicht sehen konnte; ich wurde mir meines jammervollen Zustandes nur zu bald bewußt. Erst dachte ich es mir noch lieblich, wie mich der Mörser trösten würde, doch kannte ich die Falschheit der Tenore noch nicht. Er schwieg. Er würdigte mich in meinem Elend keines Blickes und fing noch am selben Abend an, einer dicken Kaffeekanne den Hof zu machen. Nun wurde ich stumpf für alles. Es berührte mich kaum, als ich in den Trödelladen gebracht wurde. Ärgeres konnte meinem Herzen nicht mehr widerfahren!“

„Ja, ja,“ tictete eine alte Standuhr, und die Guitarre klang.

---

## Was der Vogelfäsig erzählt.

---

„Ich glaube nicht, daß man mir meine Abstammung, d. h. das Material, aus dem ich entstanden bin, ansieht. „„Es ist eben die Kunst, die den Stoff veredelt,““ sagte mein guter Herr öfters, und an mir habe ich es erfahren.“

In der That nahm sich der Vogelfäsig in seinem gotischen Schnitzwerk, mit seinen vielen Erkerchen, Thürnchen und Thüren ganz stattlich aus.

„Ich bin nämlich aus dem Holz von Cigarrenkistchen geschnitzt,“ sagte der Käsig. Ein Ah! der Verwunderung entfuhr den meisten der in der Nähe stehenden Gegenstände.

„Es war auch keine Kleinigkeit, mich herzustellen,“ sprach der Käsig weiter. „Jahrelang zeichnete, sägte und feilte mein Herr an den Brettchen und fügte eines ins andere. Es gehörte unendlich viel Ausdauer dazu, denn die kleinen Eckchen, die Nasen, wie Herr Gonvers sagte, brachen gar oft ab, die Teile wollten nicht passen, die Thürchen nicht schließen, und ich dachte manchmal, ich würde unfertig bleiben oder eines Tages in den Ofen wandern. Aber Herr Gonvers vollendete sein Werk, denn er hatte Geduld. Geduldhaben gehörte nämlich zu seinem Beruf: er war Musiklehrer. Im Anfang meiner Existenz hatte ich

noch keinen rechten Begriff von der Thätigkeit meines Herrn. Wir lebten im vierten Stock eines Hauses in einer stillen, engen Gasse.

„Morgens früh verließ Herr Gonvers sein Zimmer mit seiner Geige und kehrte gegen Abend wieder. Das Zimmer blieb immer offen, nur wenn er, was selten geschah, ohne Geige ausging, pflegte er die Thüre zu verschließen und den Schlüssel einzustecken. Wenn er heimkam und war verstimmt, dann setzte er sich an den Tisch und begann an seinen Brettchen zu kosteln und zu arbeiten, und es dauerte dann nicht lange, bis die kindlich guten Augen des alten Mannes wieder froh blickten und er irgend eine Melodie pfiß oder vor sich hin brummte. Dabei gedieh ich zu einem stattlichen Bau, und ich kann nicht sagen, wer von uns beiden der Glücklichere, Stolzere war, als ich endlich fix und fertig da stand. Nun trat aber eine wichtige Frage an den Meister heran: welchem Vogel sollte der große Vorzug werden, mich zu bewohnen. Die Antwort war keine leichte. Etwas Gemeines, ein Gimpel oder Kanarienvogel, war des Palastes nicht würdig, und die einzige Sängerin, die wert war, ein solches Haus zu bewohnen, war sicher zu teuer für unsere Verhältnisse. Ich hatte natürlich schon lange bemerken können, daß die Musikstunden meinem Meister keine goldenen Früchte eintrugen. Er hat es mit seinem Unterricht gewiß von Herzen ernst genommen, aber er mochte eben nur mehr wenig Schüler haben oder nur solche, die nicht in der Lage waren, ein glänzendes Honorar zu entrichten. Er sah aber auch gar zu altmodisch aus mit seinem langen grauen Rock und den Vatermördern, in die das kleine faltige Gesicht fast ganz verschwand,

mit Ausnahme einer großen Nase, die von einem feinen Netzwerk blauroter Äderchen bedeckt war. — Dennoch als ich fertig war und auch mit Futter- und Wassernäpfschen vorsorglich ausgestattet, da holte Herr Gonvers aus der Tischschublade ein Tabakbeutelchen, und als er es in die hohle Hand ausleerte, da schien ihn dessen Inhalt an verschiedenen Silbermünzen zu befriedigen; er ging lächelnd fort und kam nach einer Weile mit einem kleinen Drahtkäfige wieder.

„Dieser enthielt ein unscheinbares Vögelchen, meine spätere Inwohnerin, eine Nachtigall. Sie war ein braves Tierchen, das sich durch fleißiges Schlagen der Liebe und Opfer seines Herrn und seiner schönen Wohnstätte würdig erwies. Nächst seiner Geige liebte Herr Gonvers auch nichts auf der Welt so sehr als seine Nachtigall und mich, den Käfig, das Werk seiner Hände. Er pflegte uns gewissenhaft, sorgte selbst immer pünktlich für Futter und Reinigung, und so waren wir denn äußerst vergnügt zusammen. Ich wollte, es wäre ewig so geblieben!“

„Ewig, ewig! Was ist ewig?“ fragte eine alte Sanduhr, die schon lange abgelaufen war.

„Ewig ist die Langweile,“ sagte ein altes Tamburin, das kein Fell mehr und nur wenig heisere Glöckchen hatte. Über diesen leichtsinnigen Ausdruck, den man von einem Tamburin freilich erwarten konnte, fiel ein Psalmbuch vom Gesimse, und eine Menge Heiligenbildchen, die einmal als Lesenzeichen gedient hatten, flogen im Laden herum.

Der Käfig hatte im Lesen innegehalten, bis alles wieder still war; dann fuhr er fort: „Eines Tages im Herbst stand ich am offenen Fenster. Gegen Abend war's und die Nachtigall hüpfte unge-

duldig auf meinem Stängelchen hin und her, denn es war die Zeit, da Herr Gonvers nach Hause zu kommen pflegte und sie mit ein paar Mehlwürmern regalierte. „Er hat sich bei einem Schüler verspätet,“ dachte ich, als es dunkelte und er immer nicht kam. Doch es war nicht so. Mit einemmal, als die Thüre des Zimmers sich öffnete und die Nachtigall ihre gewohnte Begrüßung in ein paar leisen Tönen pffiff, da kam Herr Gonvers nicht wie sonst friedlich und fröhlich auf uns zugeschritten, sondern die Mietsfrau und deren Mann trugen ihn vorsichtig herein und legten den in tiefe Ohnmacht Gesunkenen auf sein Bett. Er war auf der Straße gestürzt und hatte sich den Fuß gebrochen, diese traurige Thatsache erfuhren wir aus dem Gespräche der beiden, die sich um den alten Mann bemühten. Der Doktor kam. Als der Kranke nach einigen Bemühungen des Arztes die Augen aufschlug, fiel sein erster Blick auf uns, und ein Lächeln glitt über sein bleiches Gesicht. Leise fragte er darauf seine Mietsfrau, was aus seiner Geige geworden sei, und als sie ihm die Versicherung gab, daß diese unversehrt in ihrem Kasten liege, da bat er noch, seinem Vögelchen Futter und frisches Wasser zu geben, und schief dann erschöpft ein. Von dem Tage an war es um die Heiterkeit in unserem Zusammenleben geschehen, und die Sorge zog in unser Stübchen ein.

„Herr Gonvers erholte sich ziemlich rasch, doch sein Fuß blieb steif, und er konnte nur schwer gehen. Er mußte darum fast all seine Unterrichtsstunden aufgeben. Wenige seiner Schüler kamen anfangs zu ihm, doch auch diese blieben nach und nach fort, und es war mir ein unendlicher Kummer, meinen guten, lieben Herrn tief in düstern Gedanken vor mir stehen zu

sehen, ohne ihm helfen zu können. Da hatte die Nachtigall es besser. Sie hüpfte erst leise, blickte zutraulich zwischen den Stäben meiner Wände durch und fing dann in weichen Tönen zu singen an. Da hörte mein Herr zu, sein Antlitz wurde lichter, er hinkte an seinen Geigenkasten, entnahm ihm sein Instrument und begann zu spielen, und so vergaß er für Stunden oft die Sorge für das tägliche Leben, die sich ihm immer drückender naheten. Es war Winter geworden. Von meinem Platz aus sah ich tagelang den Schnee am Fenster vorbeiwirbeln, bis eine dichte Schicht von Eisblumen die Scheiben bedeckte. Im Zimmer war es kalt.

Mein Herr nahm eines Tages das Beutelchen, das seine Barschaft enthielt, zur Hand. Es war schon ganz dünn geworden. „Es reicht gerade noch zur Miete für diese Woche,“ sprach er, nachdem er den Inhalt geprüft, „aber wovon wollen wir weiter leben?“ Fragend blickte er uns an.

„Ich trenne mich nicht von meinem Vogel und meinem Käfig,“ sagte er halblaut vor sich hin, und dankbar pfiß die Nachtigall. Ich konnte meinen Gefühlen keinen Ausdruck geben.

Nun beobachtete ich, wie Herr Gouvers an den Schrank ging, Wäsche, Kleider und Notenhefte zu einem Bündel schnürte und dieses seiner Mietsfrau übergab; ebenso that er ein andermal mit seinem Federbett und andern Gegenständen. Dabei wurde er immer düsterer, und immer seltener sah ich ihn eine kleine Mahlzeit einnehmen. Der Nachtigall hatte es noch nie an Futter gefehlt. Eines Tages, es war entsetzlich kalt und schon lange hatte kein Feuer mehr im Ofen gebrannt, da war Herr Gouvers trauriger denn je. Er hinkte im Stübchen auf

und ab, frierend rieb er die Hände aneinander, und ich sah nicht, daß er irgend welche Nahrung zu sich genommen hätte. Der Schrank stand offen, es war nichts mehr darin, leer das Notenpult, leer das Bett bis auf den Strohsack, nur auf dem Tische stand die Geige. Es war auch das erste Mal, daß die Nachtigall kein Futter bekam, aber sie piepste nicht. Sie mochte wohl die Not unseres Herrn schwer mitempfinden. Sie hüpfte hin und her, um sich zu erwärmen, denn es war bitter kalt im Zimmer, und es nützte nichts mehr, daß sie sich aufblies. Lange hatte Herr Gouvers vor mir gestanden und seinen Vogel beobachtet, bis dieser sich ermüdet still in ein Eckchen kauerte. Da öffnete mein Meister zitternder Hand mein Thürchen, holte die Nachtigall heraus und bemühte sich, sie mit seinem Hauch zu erwärmen. Nun wurde sie auch wieder munterer, und als er sie in mich zurückschlüpfen ließ, da fing sie wie zum Danke an, süß und schmelzend ihr Lied zu singen. Dem alten Mann traten Thränen in die Augen. Als folge er ihrem Beispiel, trat er zu seiner Geige, und nachdem der Nachtigall Sang verstummt war, ergriff er mit steifen, unsichern Fingern den Bogen und spielte eine Weise, so süß und schmelzend wie die der Nachtigall. Dann legte er seine Geige hin und sagte: „Dies zum Abschied; der tote Liebling soll dem lebenden dienen; du wanderst morgen fort.“ Liebkosend strich er mit der Hand über die Saiten und langsam ging er an sein Bett, um sich feufzend angekleidet hinzulegen.

„Es wurde Nacht. Eine Zeitlang hörte ich meines Herrn regelmäßiges Atmen und fühlte, wie der Vogel krampfhaft mein Stängelchen umklammerte. Dann begann draußen ein furcht-

barer Sturm zu wüthen, und kälter und kälter wurde es um mich her. Gegen Morgen legte sich der Wind. Plötzlich fühlte ich eine leise Erschütterung meines Bodens, — die Nachtigall war starr, tot herabgefallen. Was wohl Herr Gonvers dazu sagen wird?

„Er sagte nichts mehr. Vergeblich wartete ich, daß er erwachen würde. Das bleiche Schneelicht traf auch ihn starr. Bald darauf wurde ich hierher in den Trödelladen gebracht. Ob mich wohl jemand je zu würdigen wissen wird?“

---

## Was das Glückschweinchen erzählt.

In einem der Glaskästen klorrte es und eine dicke, plumpe stählerne Uhrfette mit einem mächtigen Thaler fiel von dem Nagel, an dem sie mangelhaft aufgehängt worden war. Unter dem Thaler guckte ein kleines hübsches Schweinchen hervor, und kaum war es wieder still in der Trödelbude, hub dieses zu sprechen an:

„Gott sei Dank, daß wir aus dem Schrank 'raus sind!“

„Das wollen wir erst sagen, wenn du uns was Rechtes erzählt hast,“ sagte die Wärmflasche.

„Du bist wohl ein Glückschweinchen,“ flüsterte das Flacon.

„Ja, ein Glückschweinchen, aber kein rechtes, trotzdem mein Schwänzchen so lustig in die Höhe steht. Im Gegenteil, statt Glück zu bringen, habe ich Unheil angestellt.“

„Erzähle! Wieso?! Laß uns urtheilen,“ klang es im Kreise.

„Ich lag mit einer Reihe gleich eiselierter Schweinchen auf einem Ladentisch der Kolonaden eines besuchten Badeortes. Ein älterer Herr, der vorbeiging, betrachtete die vielen Dinge, die außer uns noch da waren, und kaufte schließlich mich für sein Entfelen, wie er sagte. Ich wurde nicht, wie ich gefürchtet, in Papier gewickelt und in eine Tasche gesteckt, sondern der alte

Herr hing mich an seine schöne goldene Uhrkette, wo ich freilich gar nicht hinpaßt, aber vergnügt auf der Höhe seiner weißen Weste baumelte. Nun war ich neugierig, wie das Enkelchen aussehen würde. „„Wenn es ebenso gute, treue blaue Augen hat wie der Großpapa.““ dachte ich, „„so wäre ich über meine Zukunft beruhigt gewesen.““ Der alte Herr setzte sich in der Nähe des Kinderspielplatzes auf eine Bank. Er saß noch nicht lange, da kam ein kleines Mädchen und setzte sich still in die andere Ecke der Bank. Sie hatte für ihre Größe auffallend lange, dicke blonde Zöpfe und große braune Augen, die sie voll Interesse dem Spiel der Kinder, die Schnur sprangen, zugewendet hielt. Mein alter Herr musterte mitleidig die ärmliche Kleidung der Kleinen. Auch ihm schien das Kind zu gefallen, denn er begann alsbald ein Gespräch mit ihr, dem ich aufmerksam folgte.

„„Möchtest du gerne mit den Kindern spielen, Kleine?““

„„Nein.““

„„Warum denn nicht?““

„„Weil Schnurspringen keine schöne Arbeit ist. Das kann jedes Kind.““

„„Arbeit!? — Warum nennst du Arbeit, was den Kindern ein liebes Spiel, eine angenehme Erholung ist?““

„„Wir nennen all das Arbeit, was wie vollendetes Spiel aussieht,““ sagte die Kleine altklug.

„Dem alten Herrn mochte diese Ansicht über Spiel und Arbeit aus dem Munde eines Kindes auch sonderbar vorkommen, denn er fragte zu meiner Befriedigung weiter: „„Wer ist denn das „Wir“, von dem du sprichst?““

„Die Kleine hatte, ohne besondere Verlegenheit zu zeigen, den Herrn angesehen, und da er auch ihr vertrauenerweckend erscheinen mochte, so sagte sie: „„Wir sind die Künstler vom Cirkus S., wir sind seit zwei Tagen hier. Haben Sie die großen Plakate nicht gesehen?““

„„Nein,““ gestand der alte Herr und fügte zu des Mädchens Erstaunen bei, daß er sich für gewöhnlich auch gar nicht für Cirkusvorstellungen interessiere. „„Aber bist du denn auch bei der Gesellschaft beschäftigt?““

„„Freilich, ich bin Annunciata, die noch nie dagewesene Produktionen auf dem Telegraphendraht macht. Aber eigentlich heiße ich Anna.““

„„Und deine Eltern?““

„Tränen füllten plötzlich die Augen der Kleinen, die bisher im stolzen Bewußtsein ihrer noch nie dagewesenen Leistungen auf den alten Herrn geblickt.

„„Ich habe keine,““ sagte sie leise.

„„Bei wem wohnst du, wer sorgt für dich?““

„„Mr. Hodgini, der erste Reiter der Gesellschaft, ist mein Vormund.““

„„Gehst du in die Schule?““

„Sie fing leise zu weinen an und schüttelte verneinend den Kopf. Der alte Herr strich fast zärtlich über den glänzenden blonden Scheitel des Kindes.

„„Aber ich kann doch lesen und auch schreiben,““ fügte sie nach einer kleinen Weile hinzu.

„Der Großpapa mochte im stillen Vergleiche anstellen mit dem wohlgehiteten Leben seines Enkelkindes und dem Dasein,

das die Kleine hier durch ihre wenigen Worte angedeutet hatte. Da fiel sein Blick auf mich. Er löste mich von der Kette und sagte, ohne weitere Fragen zu stellen, wahrscheinlich um seine Nachbarin auf andere Gedanken zu bringen: „„Gefällt dir das Schweinchen, mein Kind?““

„Unter Thränen lächelte Anna Annunciata. „„O ja, es glänzt so schön.““

„„Ich schenke es dir. Es ist ein Glücksschweinchen, und ich wünsche von Herzen, es möchte bei dir seiner Bestimmung, Glück zu bringen, gerecht werden.““

„Die Kleine dankte ganz glücklich, als sie mich betrachtend in der hohlen Hand hielt. Dann nahm sie ein schmales Bändchen, das sie um den Hals gebunden trug, fädelte den Ring auf meinem Rücken durch und band mich so um ihren Hals. Die Thränen waren getrocknet.

„„Kannst du morgen zur selben Zeit wiederkommen?““ fragte der alte Herr?

„„Morgen nicht, da habe ich Probe, aber übermorgen.““

„„Gut, dann komme übermorgen. Ich bringe ein Buch mit und du zeigst mir, was du kannst.““

„Der alte Herr verließ uns. Stundenlang hörte und sah ich nun wieder nichts von der Außenwelt, denn Anna Annunciata hatte mich voll des Glückes über meinen Besitz, vielleicht auch um mich den Augen Unbefugter zu entziehen, unter ihr Kleidchen versteckt und nur von Zeit zu Zeit fühlte ich, daß sie nach mir griff, um sich von meinem Vorhandensein zu überzeugen. Mir war dieses Verborgenbleiben nicht recht, denn ich war damals wirklich ein lustiges Schweinchen, das die Welt

sehen wollte. Aber die kleine Anna mochte recht haben, mich vor ihrem Vormund zu verstecken, denn dessen rauhe Art und Stimme, mit der ich ihn selbigen Abend nach einem Korallenkamm fragen hörte, den Anna von ihrer Mutter geerbt haben sollte, ließ mich auch für mich unbedeutenden Gegenstand das Ärgste fürchten, nämlich eine Trennung von meiner kleinen Herrin, die ich in der kurzen Zeit schon sehr lieb gewonnen hatte.

„Als der Tag kam, an dem Anna den Großpapa wieder treffen sollte, wurde ich an meinem dünnen Bändchen zum Staat und aus Dankbarkeit wieder auf dem Kleidehen sichtbar getragen, und wir freuten uns beide gleich, als wir, auf der Bank wartend, von weitem die weiße Weste mit der goldenen Uhrkette heranschimmern sahen. Der alte Herr trug ein Buch in der Hand. „Märchen von Andersen“ stand auf dem ersten Blatt. Anna las teils selbst, teils las der alte Herr ihr vor, und es waren Stunden reinsten Glückes, die das Kind so erlebte, denn es blieb nicht bei dem einmaligen „Rendezvous“, wie der Großpapa sagte. Er verabredete täglich ein Zusammentreffen mit dem kleinen Mädchen. Sie sprachen zusammen und erzählten und lachten, daß es eine Freude war. Nur wenn Anna von ihrem Künstlerleben sprach, zog ein Schatten über das Gesicht des alten Herrn. Einmal fragte er sie, ob sie nicht Lust habe, etwas zu lernen, um einen andern Beruf ergreifen zu können. „„Sie wollte schon,““ meinte Anna, „„aber Herr Hodgini wolle nicht.““ Da ließ sich der alte Herr genau Namen und Adresse des Vormundes sagen und schrieb sie in sein Notizbuch.

„„Wir wollen sehen, was sich thun läßt,““ sprach er dabei halblaut zu sich selbst.

„Eine Woche mochte ungefähr vergangen sein, als Anna eines Nachmittags verspätet erschien und sagte, sie könne heute nicht lesen, sie habe keine Zeit. Dabei zog und zerrte sie an mir und meinem Bändchen, so daß man ihr die Verlegenheit und den Wunsch, noch etwas zu sagen, leicht anmerken konnte. Endlich begann sie: „„Ich hätte auch noch eine große Bitte an Sie, aber Sie dürfen nicht böse werden.““

„„Sicher nicht, mein Kind. Was willst du mich bitten? Heraus damit, nur Courage.““

„„Ob Sie nicht heute abend in den Circus gehen wollten? Es ist die erste Vorstellung, die wird immer gut, — und ich trete auch auf, — ich möchte, daß Sie mich sehen, — und ich habe auch für meine Ersparnisse bei unserem Kassier ein Billet zu bedeutend ermäßigtem Preis bekommen.““

„„Nun das große Anliegen ausgesprochen war, hing ich wieder ruhig an meinem Bändchen. Anna hielt ihrem Freunde ein rotes bedrucktes Stückchen Papier hin. Dieser sagte eine Zeitlang nichts, dann nahm er das Billet. Mit eigentümlich vibrierender Stimme dankte er dem Kinde dafür und versprach ihr, abends der Vorstellung anzuwohnen. Stürmisch faßte und küßte Anna die Hand des alten Herrn und eilte fort; sie müsse zeitlich und pünktlich in der Garderobe sein, sonst werde sie gezankt. Außer den Stunden, die Anna mit ihrem Gönner auf der Bank im Kurpark verbrachte, hatte ich mein Dasein immer entweder unter dem Kleid des Kindes oder in einem Schächtelchen recht verdrießlich zugebracht. An jenem Abend aber wurde ich nicht eingepackt, sondern von der kleinen Künstlerin mit in die Garderobe genommen. ¶ Sie teilte dieselbe mit einer Menge Kolleginnen

und ich gestehe, daß ich gar keinen rechten Überblick über den Raum gewinnen konnte, der nur wenig erleuchtet, viele Menschen, die sich an- und auskleideten, und noch viel mehr bunte Kleidungsstücke, Spiegel, Schminktöpfe, Blumen und vieles andere in wirrem Durcheinander enthielt. Meine kleine Freundin hatte ich eine Weile ganz aus den Augen verloren. Als ich sie wieder erblickte, da sah sie so verändert aus, daß ich ihrer Person erst sicher war, als sie mit glänzenden Augen nach mir griff. Sie trug ein ganz, ganz kurzes Kleidchen von hell lila Atlas mit silbernen Börtchen besetzt. Die Beine steckten in einem gleichfarbigen Tricot und an den Füßen trug sie winzig kleine, gleichfalls lila Pantöffelchen. Die Böpfe waren gelöst und das blonde Haar fiel dicht und goldig bis an den Saum des Kleidchens. Ich war ganz geblendet, so schön und lieblich erschien mir meine kleine Herrin heute, und ich war ganz stolz und befangen, als sie mich mit ihren seidenen Handschuhen anfaßte, um mich an ihrem bloßen Halse zu befestigen. Ich wollte, sie hätte es ohne Handschuhe gethan, denn die Schleife wollte nicht recht gelingen. Ob Anna an jenem Abend aufgereggt war oder nicht, vermag ich nicht zu sagen; der Ausdruck ihres Gesichtes war nicht anders als sonst.

„Ein Glockenzeichen tönte. Wir verließen die Garderobe.

„Annunciata trat, die Hand leicht auf die eines Stallmeisters legend, vor das Publikum, das die reizende Erscheinung mit Beifall begrüßte. Sie verbeugte sich anmutig nach allen Seiten, blickte suchend durch die Reihen des Publikums, und als sie unsern alten Herrn sitzen sah, faßte sie mich an, führte mich, ihm zunicend an die Lippen und flüsterte: „„Bring mir Glück

so wie du es sollst!“ Ich gestehe, daß mir bekommen ward, und erst als sie, vom Stallmeister gehoben, plötzlich mit mir hoch oben auf einem dünnen, blanken, gespannten Drahte stand!

„Es schwindelte mir. Die Lichter, die Menschen, der Boden weit unter mir wirbelten und schaukelten. Die Musik begann. Leicht, grazios, die Füßchen vorsichtig setzend, einen großen chinesischen Schirm in der Hand, tänzelte Annunciata auf ihrem Seile hin und her. Keine Miene zuckte, nur wenn sie in die Nähe des alten Herrn kam, huschte ein Lächeln über ihr Gesichtchen. Er blickte sie ernst, fast traurig an. Mir wurde immer bänglicher zumute und noch war das Gefährlichste ihrer Kunststücke nicht gemacht. Da nahm Annunciata ein Spitzentklein, kniete mit einem Knie auf dem Drahte nieder, — die Musik verstummte. — Das Herzblut mochte jedermann stoßen, der sie so sah, — sie wollte das Tuch um den Draht knüpfen, als ihr das reiche Haar über die Schulter fiel, — sie streifte es rasch zurück, um nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen, sie merkte nicht, daß dabei die lose Schleife an ihrem Halse aufging, — merkte nicht, daß ich herabglitt.

„Sie hatte ihr Tuch an den Draht geknüpft und hatte den Knoten wieder gelöst. Ich sah noch vom Sande aus, wie sie wieder stehend das Tuch triumphierend grüßend schwang, hörte das tosende Beifallsklatschen und die Musik einfallen, sah dann, wie sie mich suchend an den Hals griff, hörte einen markerschütternden Schrei, und finster war es um mich. Ich wurde in den Sand getreten von den vielen Menschen, die hilfsbereit, zu spät, die Herabgestürzte umgaben. Dumpfe, barmherzige Bewußtlosigkeit bemächtigte sich meiner. Ich hatte viele Stunden

begraben gelegen, als ich plötzlich ans Licht geschleudert wurde von einem Stallknecht, der den Sand im Circus glatt rechte.

„„Schade um die Kleine,““ hörte ich ihn zu einem zweiten sagen, „„sie war ein liebes Kind, ein lustiger Vogel.““ Da sah er mich im Sande glänzen. Vorsichtig, damit niemand es sehe, hob er mich auf und hängte mich an die Uhrfette. Aber auch ihm habe ich kein Glück gebracht, denn bald darauf wanderten wir für geringes Geld in die Trödelbude.“

---

## Was der Zwicker erzählt.

---

In der Trödelbude hatte lange Schweigen geherrscht, bis einmal ein gänzlich zertrümmerter Zwicker das Wort ergriff.

„Ich weiß wohl, der Zustand, in dem ich mich befinde, macht mich fast unvert, einer Gesellschaft anzugehören, deren einzelne immer noch Liebhaber und Käufer finden können. Ich verdanke mein Hiersein auch nur dem Umstande, daß man meine einst glänzende Fassung für Gold hielt. Wenn ihr nun erlaubt, so will ich euch in aller Bescheidenheit erzählen, was ich erlebt, bis sich ein würdigerer Sprecher findet.“

Ein altes Corpus juris und eine zimmerne Wärmflasche brumnten etwas von Arroganz und Anmaßung, aber ein Ballfächer und ein Haspel, die sich vor allen Dingen unterhalten wollten, drängten den Zwicker zur Rede. Und so begann er denn:

„Als ich noch im Optikerladen hing, mit einer Menge Kameraden hübsch der Nummer nach geordnet, da kannte ich nur einen Wunsch: fort und in die Welt hinaus zu kommen. Einigemal schon war ich probeweise auf verschiedene Nasen gesetzt worden, da ich aber ziemlich scharf geschliffen war, so mußte ich immer wieder in mein Gefach zurückkehren. Zweimal

that mir dies besonders leid. Das eine Mal, als mich eine junge hübsche Blondine probiert hatte, das andere, als ein Studiosus einen Versuch mit mir machte. Bei beiden hätte ich sicher ein fideles Leben geführt.

„Eines Tages trat wieder eine Dame in den Laden; unser Herr ging auf sie zu, sie nach ihren Wünschen zu fragen.

„Einen Zwicker, ziemlich scharf,“ sagte sie.

„Ich wurde herbei geholt. Die Nase, auf die ich mich jetzt klemmen mußte, war nicht schön, aber dauerhaft; sie mochte schon lange ihre hervorragende Stelle in dem Gesicht ihrer Eigentümerin eingenommen haben, das schloß ich aus den vielen Runzeln, die sie umgaben. Die mich durchdringenden Augen waren auch nicht schön, sondern grün, und in dem dem Laden-tisch gegenüber hängenden Spiegel konnte ich die ganze Persönlichkeit erblicken: ein ältliches Frauenzimmer, das voll Wichtigkeit und Unbeholfenheit im Begriffe stand, einen Einkauf zu machen. Sie verschmähte es, in dem schematischen Buche des Optikers ihre Peseversuche mit mir anzustellen, sondern zog aus dem Ledertäschchen, das sie krampfhaft fest an ihrem linken Arm hängend trug, ein Büchlein hervor. „Statuten des Mädchenstifts“ las sie mit meiner Hilfe mühelos auf dem Titelblatte. Während ein Lächeln der Befriedigung darob ihre Mundwinkel bewegte, überkam es mich ahnend, daß es wohl eine leitende Persönlichkeit besagten Mädchenstiftes sei, auf deren Nase zu sitzen ich die Ehre hatte. Ich hatte mich nicht geirrt.

„Da ich „entsprach“, so wurde mein Kaufpreis bezahlt, mein Schnürchen um den Hals der Dame gelegt, und wir traten den Heimweg an, wie sie gesprächsweise dem Optiker mitteilte,

während sie das Büchlein der Statuten, ein Portemonnaie, ein Taschentuch, einen Bleistift und ein Schächtelchen englischer Pfeffermünzscheiben in die Tasche steckte.

„Wir gingen.

„Meine Aufregung über das, was ich nun in der Welt sehen und erleben sollte, war groß, während ich durch die eiligen Schritte der Dame in heftig baumelnde Bewegung versetzt wurde. Endlich blieb sie vor einem nett aussehenden Hause stehen. Sie zog die Glocke; noch einmal, niemand öffnete. Ich hatte zwar an einem Parterrefenster einen Moment lang einen dunklen Mädchenkopf erblickt, er war aber rasch verschwunden. Nach einigen Minuten Klopfens und Läutens, während welcher meine neue Herrin unverkennbare Zeichen ihrer Ungeduld gab, wurde die Thüre von der Besitzerin eben jenes Kopfes geöffnet und ich trat zum erstenmal in Thätigkeit. Mit Energie wurde ich aufgesetzt; die grünen Augen blickten strenge auf die Pförtnerin, und die Frage, warum so lange nicht geöffnet worden sei, sprudelte von den Lippen der Erziirnten.

„Das Mädchen ist in der Küche, die andern sind noch nicht zu Hause, und ich habe Theorie studiert.“

„Es ist gut, studiere weiter.“

„Ein kaum sichtbares Rümpfen der Nase machte mich herabfallen, und würdevoll und kurzsichtig verschwanden wir hinter einer Thüre mit der Aufschrift: „Vorsteherin des Mädchenstifts.“ Was die Vorsteherin nicht gesehen, ich aber sehr gut bemerkt hatte, war, daß das junge Mädchen, die uns die Thüre geöffnet hatte, ein Leihbibliotheksbuch hinter ihrem Rücken versteckte und es nur schwer fertig brachte, das lustige Gesichtchen in ernste

Miene zu zwingen. Ich machte mir infolge dessen eigene Gedanken über die Natur der Theorie, die zu studieren sie vorgegeben. Es dauerte nicht lange, so war ich über den Charakter des Hauses, in dem ich mich befand, orientiert. Es war eine Stiftung, eine Art Asyl für junge Mädchen aus gutem Hause, die während der Zeit vom 14.—24. Jahre Aufnahme fanden, d. h. dort wohnten, gepflegt und beaufsichtigt waren, tagsüber aber etwaigen Studien oder Beschäftigungen nachgingen. Es waren meist junge Lehrerinnen, Angestellte in Bureaux und auch einige Schülerinnen des Konservatoriums.

„Fräulein Marwitz war Vorsteherin; ihre Aufgabe, 25 lustige mehr oder weniger gut erzogene junge Mädchen in Ordnung zu halten, keine kleine. Durch ihre Kurzsichtigkeit gewann ich bald Einsicht in vieles, ja sogar in mehr als die würdige Dame selbst, denn sie konnte nur sehen, wenn sie mich zu Hilfe nahm, während ich auch beobachtete, wenn ich unbenutzt an meinem Schnürchen hing. Als sich die Thüre hinter uns geschlossen hatte, begrüßte Fräulein Marwitz einen dicken Mops, der auf sie zusprang, dann legte sie Hut, Mantel und Handschuhe in den Schrank und setzte sich an ihren Schreibtisch.

„Ich bekam alle Achtung vor einem Geist, der sich in diesem Durcheinander der verschiedensten Dinge zurecht fand. Vorwiegend waren es Rähmchen mit Photographien, wahrscheinlich ihrer Schützlinge, gestickte Briefbeschwerer, Medizinfläschchen, Schachteln und zahllose Briefschästen. Vornean lag ein Brief, uneröffnet, wahrscheinlich in Abwesenheit des Fräuleins gekommen. Sie öffnete ihn und ein ganz frohes, gutmütiges Lächeln ging über ihr Gesicht. „Wie werden sich die Kinder freuen,““

sagte sie zu sich selbst, „wenn ich ihnen heute mittag erzähle, wie liebenswürdig Frau von Raudeg ist.“

„Sie lehnte sich dann in ihren Sessel zurück und schien ein Schläfchen machen zu wollen, dazu kam es aber nicht. In kurzen Zwischenräumen tönte die Hausglocke, und die Stimmen im Flur, das Hin- und Hergehen war Beweis dafür, daß die Mädchen sich alle nach und nach zur Tischzeit einfanden. Als es 1 Uhr schlug, erhob sich Fräulein Marwitz und verfügte sich in das Speisezimmer. Sie setzte sich und klemmte mich auf die Nase. Der Eindruck, den ich auf die Gemüther der Anwesenden machte, war groß. Sie stießen sich mit den Ellbogen — — „und lachten über den Zwicker,“ konnte die Wärmflasche einzuschieben sich nicht entgehen lassen.

„Ja, sie lachten alle, aber ich glaube nur mittelbar über mich, denn wenn alte Damen an ungeeigneter Stelle oder in unpassender Weise wichtig thun, dann machen sie sich leicht lächerlich,“ sagte der Zwicker dagegen.

„Gut gebrüllt, Löwe!“ schrie ein Schminktopf, der die Wärmflasche nicht leiden konnte und ihr den Sieb gönnte.

„Weiter erzählen, sonst wird dem Redner das Wort entzogen,“ meinte eine Feder, die vermutlich einmal in parlamentarischen Kreisen gedient hatte.

„Also Fräulein Marwitz überblickte mit liebenswürdigem Feldherrnblick ihre junge Tischgesellschaft und sprach: „Kinder, ich habe euch eine sehr angenehme Mitteilung zu machen.“

„Was denn, was?“ rief es im Kreise.

„Ich weiß schon was,“ rief die kleine Schwarze, die ich zuerst erblickt. Sie war Schülerin des Konservatoriums und schien der Liebling der Vorsteherin zu sein.

„Nun was, Fräulein Prophetin?“

„Wir haben Konzertbillete bekommen!“

„Fehl geraten. Um euch nicht länger auf die Folter zu spannen, so hört, Frau von Naudeg schickt mir 100 Gulden, die ich mit eurer Übereinstimmung zu einem Vergnügen für euch verwenden soll.“

„Das ist schön! Das ist lieb! Hurra!“ tönte es durcheinander.

„Und da dachte ich, wir wollten ein schönes Konversationslexikon für die Anstalt anschaffen, das ist gleichzeitig etwas Nützliches, alle haben gleichen Anteil daran, und wenn etwas übrig bleibt —“

„Blödsichtige Stille. Enttäuschung malte sich auf allen Gesichtern. Endlich sagte Anny, die einen Kurs für Buchführung besuchte, wie ich im Laufe meiner Bekanntschaft mit den jungen Damen erfuhr, Anny sagte: „Bücher sind kein Vergnügen,“ und da mit diesem Ausdruck der Bann gebrochen war, so wollten alle nichts von jener „gebildeten Anschaffung“ wissen.

„Sarah, die in einem größern Geschäft an der Kassa angestellt war, meinte geringschätzig, für 100 Gulden könne man überhaupt wenig anfangen, was ihr einen strafenden Blick seitens der Vorsitzenden eintrug. Karoline, die Dide genannt, schlug vor, man solle, soweit das Geld reiche, täglich eine süße Mehlspeise essen, und so wogten die Vorschläge und Debatten während der ganzen Tischzeit hin und her, doch keiner fand rechten Anklang.

„Emma, was denkst du über die Sache,“ wandte sich Fräulein Marwitz an eines der Mädchen, wie es schien der ältesten, die

aber bisher nicht mitgesprochen hatte. Diese fuhr zusammen, und es war unschwer zu merken, daß sie dem ganzen Tischgespräch wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

„Ja, Emma, wo hast du wieder deine Gedanken?“

„Ich — ich — ich habe Kopfschmerzen.“

„Ach ja, Fräulein,“ sagte Ina die kleine Künstlerin der Zukunft, die sich, wie es schien, der ältesten innig angeschlossen hatte, „ich glaube wirklich, Emma ist krank. Sie strengt sich wahrscheinlich zu sehr an in ihrer Praxis. Wenn ich denke, was mir mein bißchen Theorie zu thun giebt, da begreife ich, daß die Praxis — — —“ und das Mädchen lachte hell laut, während sie Emma, ihre Nachbarin, bedeutungsvoll anblickte.

„Ina, dabei ist doch nichts zu lachen,“ verwies Fräulein Marwitz, während ich mich vergeblich bemühte, Inas Rede noch jene andere Deutung zu geben, die sie doch sicher hatte, denn warum hätte sonst Emma der Schwägerin einen halb ängstlichen, halb vorwurfsvollen Blick zugeworfen?!

„Ja, ja, die heutige Jugend taugt nicht. Als ich noch ein junges Mädchen war —“

„Das enfant terrible fragte scheinbar sachlich interessiert: „Wann war das, Fräulein Marwitz?“

„Die Frage wurde überhört.“

„— — — da kannte ich weder Kopfschmerz, noch Müdigkeit, noch Nervosität —“

„Fräulein, Fräulein,“ schrie Ina plötzlich mitten in deren Rede, „ich habe eine großartige Idee! Wir machen für das Geld, das Frau von Raudeg uns gestiftet hat, eine Landpartie!“

„Getragen von der Großartigkeit der Idee, sprang Ina von

ihrer Stuhl, warf ein Glas Wasser um, zog an dem Tischuch, daß Messer und Gabel ihrer Freundin Emma aufs Kleid fielen, umarmte diese stürmisch und wollte eben auch mit gleicher Absicht auf Fräulein Marwitz eilen, als angeregt und angesteckt von ihr alle Mädchen theils über die Vorsteherin, theils über Ina stürzten und mit Jubel ihre Zustimmung zur Landpartie aussprachen. Ich fiel natürlich von meinem Posten, hatte aber die Genugthuung zu erleben, daß der Vorschlag angenommen wurde. Emma war die einzige, die still und blaß auf ihrem Platz geblieben war.

„Da sagte Fräulein Marwitz zu ihr: „Für dich, mein Kind, freue ich mich mit der Landpartie ganz besonders, denn ein ganzer Tag im Freien sein, wird dir gut thun.““

„Ina trat zu ihrer Freundin hin und machte heftige Gebarden, die diese so wenig zu verstehen schien, wie ich sie verstand. Endlich sagte sie: „Emma, ich habe noch eine großartige Idee, aber nur für dich!““ Dann gab sie ihr einen Kuß und stürzte zur Thüre hinaus ans Klavier, dessen Töne in genialer Heftigkeit bald durch alle Räume des Hauses klangen.

„Ich will die Geduld meiner lebenswürdigen Zuhörer nicht ungebührlich lange in Anspruch nehmen, indem ich all die Vorbereitungen und Vorberechungen des vom Mädchenstift geplanten Ausflugs in ihren Einzelheiten erzähle, aber das muß ich noch hinzufügen: als ich von Fräulein Marwitz gekauft worden war, hätte ich nie gedacht, so frohe Stunden an ihrem Halse zu erleben. Freilich für die würdige Dame waren es oft Stunden des Ärgers und der Machtlosigkeit der toll lustigen Bande gegenüber, aber ich als beschaulicher Dritter kann nur heitere Scenen verzeichnen. —

„Die Schloßruine einer benachbarten kleinen Stadt wurde als Ziel der Exkursion bestimmt und am nächsten Sonntag mit dem frühesten sollte ausgerückt werden. Samstag abend wurden von Fräulein Marwitz eigenhändig an die Mädchen, um am andern Tag „Zeit und Geld zu sparen“, wie sie sagte, Körbchen verteilt, darin waren ein paar rohe Eier und eine Semmel gegen Hunger und Durst. Ina fand die Idee großartig praktisch, und indem sie eifrig demonstrieren wollte, wie man die Körbchen im Netz des Eisenbahnwagens am besten unterbringen könne, fielen zwei der Körbchen auf den Boden.

„Der Corpsgeist der Mädchen ließ sie zwar augenblicklich einstimmig rufen, daß nichts geschehen sei, aber mit meiner in diesem Falle nur ungeru geleisteten Hilfe konstatierte Fräulein Marwitz bald, daß die Eier sehr frisch gewesen sein mußten, weil sie so leicht zerbrochen seien. Der Verbrecherin sollte natürlich gleich eine Strafpredigt werden, ich fürchtete sogar noch Schlimmeres, aber sie war verschwunden. Nach einigen Minuten kam sie wieder, in einer Hand ein Salzfaß, im andern Arm der Vorsteherin zappelnden Liebling, Joli, den Mops. Als hätte sie durch das Hinwerfen der Eier dem Tier nur einen Liebesdienst erweisen wollen, streute sie einige Körnchen Salz in die gelbe Brühe, „damit der liebe Kerl sich nicht den Magen verderbe,“ und unter dem schallenden Gelächter der Mädchen leckte Joli erst die Eier auf, dann dankbar Fräulein Marwitz' Nase, wobei ich auch etwas abbekam, und das Gewitter auf deren Stirn war vorbei.

„Gute Nacht, Kinder,“ sagte sie nur noch; „wer morgen verschläft, geht nicht mit.““

„Wir zogen uns zurück; leider zu rasch. Ich hätte so gerne noch gehört, was Ina ihrer Freundin Emma gesagt, weil diese erschrocken rief: „Das kann doch nur ein schlechter Scherz von dir sein?!““

„Sicher, sicher. Ich hab's gethan! Gute Nacht.““

„Als am andern Morgen Fräulein Marwitz und ich vor unsere Zimmerthüre traten, waren die Mädchen schon alle fix und fertig, und in langer Reihe paarweise geordnet, ging es an die Bahn. Fräulein Marwitz war in großer Aufregung wegen der Gefahren, die eine Reise mit sich bringen könne. Nachdem sie zur Erleichterung des Kassiers 26 Retourbillets gelöst hatte, wobei sie sich immer voll Unruhe nach ihrer Herde umsah, die sich lachend und plaudernd um den Schalter versammelt hatte, begann sie ihre gesamtten Vorsichtsmaßregeln zu rekapitulieren: „immer alle hübsch beisammen bleiben, sich nicht erhitzen, nicht trinken, ohne vorher ausgeruht und ein Stückchen Brot gegessen zu haben, sich nicht ins Gras setzen, wenn es feucht ist, nicht laut sprechen u. s. w., bis der Kondukteur: „Einsteigen!“ rief. Jetzt Tumult in der Mädchenschar. Alle konnten nicht in ein Coupé, und alle wollten nicht, wie es schien, unter die direkte Beaufsichtigung der Vorsteherin, mit dieser ins selbe Coupé. Fräulein Marwitz, hochrot im Gesicht, mich fest auf die Nase gedrückt, sprach fortwährend und bat den Kondukteur flehentlich, ihren Schützlingen die Plätze so anzuweisen, daß sie im Gleichgewicht säßen, denn es sei einmal vorgekommen, daß durch ungleiche Verteilung der Passagiere bei einem Ausflug ein großes Unglück geschehen sei. Fräulein Marwitz hatte im Moment vergessen, daß sich dies wahrscheinlich bei einer Bahnfahrt ereignet hatte.

„Emma, diejenige, der es kein Unterschied zu sein schien, mit wem sie fuhr, Ina als Emmas getreue Freundin und noch einige andere, denen es beim besten Willen nicht gelang, im Nebencoupé Platz zu finden, stiegen mit der Vorsteherin ein.

„Ich ahne es, ich fühle es, es wird sich sicher irgend etwas ereignen, das mir den Ausflug verdirbt, denn ich habe noch nie eine ungetrübte Freude genossen!“ Mit diesem Unkenruf lehnte Fräulein Marwitz sich in die Ecke und holte ihren unterbrochenen Morgenschlummer nach.

„Als wenn die Geschichte von einer Herde junger Schneegänse irgend welches Interesse hätte,“ fing das Corpus juris wieder zu brummen an. „Das nenne ich unsere Geduld ungehörlich in Anspruch zu nehmen.“ Der Zwicker, der sich ganz in heitere Erinnerungen vertieft hatte, war über die Rüge des würdigen Folianten sehr erschrocken und wollte gar nicht weiter sprechen, aber die Kaffeemühle munterte ihn voll Gutmütigkeit dazu auf.

„Ich will mich nur noch ganz kurz fassen,“ begann der Zwicker nach einer verlegenen kleinen Pause, „will all das, was sich auf der Fahrt und während des Ersteigens der Burgruine an lustigen Vorkommnissen ereignet hat, unerwähnt lassen und meine Erzählung nur da wieder aufnehmen, wo sie mit meinem eigenen Schicksal in Zusammenhang steht. Es war Nachmittag und ziemlich heiß geworden. Die ganze Gesellschaft hatte sich nach eingenommenem Mittagessen auf einer Waldwiese zum Ausruhen hingelagert. Fräulein Marwitz saß mit dem Rücken gegen einen Baumstamm gelehnt. Emma hatte sich, wie das ihre Gewohnheit war, von den übrigen getrennt, und

einen kleinen Pfad in den Wald eingeschlagen. Niemand achtete auf sie, nur Ina warf ihr eine Kußhand nach, dann begann sie Drakelblümchen zu zupfen. Fräulein Marwitz verwies ihr diesen „Unsin“, wie sie sagte.

„Es ist gar kein Unsin, wenn man das Schicksal fragt, ob man geliebt wird oder nicht,“ bemerkte Ina voll Weisheit und zupfte weiter.

„Gelbschnabel, was weißt du von Liebe?“

„O, ich weiß viel von Liebe. Die Liebe von Zigeunern stammt, kennt weder Rechte, noch Gesetz, noch Macht,“ trällerte Ina.

„Außerdem ist Liebe ein beglückendes Gefühl, das, begünstigt von Rosenduft und Mondenschein, die Menschen bezaubert, ein Zauber, der nur dann gelöst werden kann, ja dann nur in Beglückung sich löst, wenn zwei Liebende zu einem warmen Kuß sich umfassen.“

„Ja, um Gottes willen, woher schwätzt das Kind solche Dinge?“ sagte Fräulein Marwitz, und nach einem Moment des Nachdenkens, erhob sie sich so rasch von ihrem Moosstz, daß ich fast von meinem Schnürchen gerissen wäre. —

„— — — ich ahnte das Unglück,“ rief sie dann; „Kinder, Ina hat den Sonnenstich!“

„Ich habe keinen Sonnenstich, Fräulein, das ist die Theorie der Liebe. Viel amüsanter zu studieren als Musiktheorie, und doch auch schwierig. Sie glauben gar nicht, wie viel Romane und Gedichte ich lesen mußte, bis ich zu dem Resultat gekommen bin.“ Fräulein Marwitz stand starr; Ina, im Gras zu ihren Füßen, lag auf dem Rücken und bemühte sich, so ernsthaft wie möglich weiter zu sprechen, obgleich ihr der Übermut tausendfältig aus den Augen sprach.

„Die Liebe ist aber auch ein zartes Pflänzchen, dem man Rechnung tragen muß und das gepflegt sein will, wenn es Wurzel geschlagen hat, damit zum kräftigen Baum es sich entfalte, denn es wäre sehr traurig, wenn das Blümlein, das — — —“

„Das Kind ist krank,“ stöhnte Fräulein Marwitz. „Ich trage die Verantwortung! Gott, Gott, wie bringen wir sie heim? Emma, Emma!“ der Ruf galt ihrem ältesten Schützling, die mit Ruhe und Energie schon in manchen verzweifelten Fällen dem Fräulein geholfen haben mochte. Sie kniete an der Seite der Kranken nieder. Ich hing an meinem Schnürchen dicht über den Händen des Mädchens, die sie über ihr Gesicht gedeckt hatte, und sah und hörte sie kichern wie einen Kobold. Die angstvollen Rufe hatte die Mädchen alle näher gelockt. Erschrocken, nicht wissend, was sie denken oder thun sollten, standen sie im Kreise, und nach einigen Minuten trat auch Emma aus dem Walde, aber nicht allein, sondern am Arm eines jungen Mannes.

„Fräulein Marwitz wurde noch um einen Schatten bleicher, blieb auf den Knien liegen, während Ina wie eine Feder vom Boden aufsprang, auf das Paar zustürzte und fortwährend aus vollem Halse schrie: „„Gelungen, gelungen! Ich gratuliere!““ Der junge Mann ging auf Fräulein Marwitz zu, sagte, daß sie der gute Genius ihrer Liebe gewesen sei, daß ihr Briefchen ihn und seine Braut zu glücklichen Menschen gemacht habe, daß sie aber nun aus ihrer Anonymität her austreten müsse, um ihren Dank entgegen zu nehmen.

„Fräulein Marwitz hörte den Sprecher mit offenem Munde

und starren Augen an, dann schlug sie die Hände verzweifelt zusammen und rief: „„Ich habe den Sonnenstich, o Gott, den Sonnenstich!““ und fing bitterlich zu weinen an.

„Da rührte Mitleid Inas Herz; sie eilte auf Fräulein Marwitz zu und sagte tröstend: „„Niemand hat den Sonnenstich, Fräulein, Sie nicht, und ich nicht. Ich sah nur, wie Emma sich seit Monaten gränzte, weil sie ihren Doktor nicht sehen konnte, und meinte, sie könne ihn nie haben. Da schrieb ich denn ein Brieflein, darin ich ihm sagte, wie bescheiden Emma in ihren Ansprüchen sei, und wie unsinnig es wäre, wenn die beiden noch länger warteten, glücklich zu werden, und daß es heute im Wald so hübsch Gelegenheit gebe, sich zu verloben.““

„Der junge Doktor zog einen Brief aus der Tasche und sagte: „„Ich dachte, der Brief käme von Fräulein Marwitz! —““

„„Nein, von mir,““ berichtigte Ina, ganz vergnügt über ihren gelungenen Streich. „„Ein kleiner Versuch, meine theoretischen Studien über die Liebe praktisch zu verwerten.““

„Fräulein Marwitz erhob sich langsam, wie gelähmt, von den Knien, dabei riß mein Schnürchen. Sie trat auf mich und ich ging in Trümmer. Seufzend hob sie mich vom Boden auf und sagte: „„Ich wußte ja, es würde heute noch ein Unglück geben.““

„Sie steckte mich in die Tasche. Abends kam ich in eine Schublade voll Gerümpels und damit hierher in die Trödelbude.“

---

## Was der Fingerhut erzählt.

---

Die Thüre der Trödelbude wurde von außen verschlossen, nachdem ein Bündel alter Kleider, wahrscheinlich der vorgerückten Abendstunde wegen, nur eilig auf einen Sessel geworfen worden war. Dabei fiel ein kleiner Gegenstand zu Boden. Beim Scheine der Laterne, die ihr gelbes Licht in den Raum warf, wurde ein Fingerhut kenntlich, der ein paar Schritte weit gerollt war. Den Kleidern entstieg ein eigentümlicher Geruch von Moder und Feuchtigkeit, und es dauerte nicht lange, so begann das Flacon naserrümpfend darüber Bemerkungen zu machen. Der Fingerhut ergriff aber gleich mutig die Partei der Gewänder, indem er sagte: „Ja, wenn die Herrschaften wüßten, was vielleicht manches dieser Kleidungsstücke weiß und erlebt hat, so würde man weniger verächtlich urteilen.“

„Ei, ei, so kurz erst hier und erlaubt sich schon eine Zurechtweisung.“

„Mit welchem Recht?“ so rief's aus allen Ecken.

„Mit dem Recht, daß eine unbedeutende Erscheinung durchaus nicht gleichbedeutend sein muß mit mangelnder Lebenserfahrung,“ versetzte der Fingerhut mit Ruhe.

„Der Knirps spricht, als wenn er weiser und erfahrener wäre, als unsereiner,“ brummte die Bettflasche.

„Erzähl uns, was du erlebt, und wie du hierher gekommen bist, dann wollen wir sehen, ob du ein Recht hast, größer zu thun, als du bist.“

„Woher ich komme, was ich erlebt? — Nun denn, es sei.“ — Ich fiel soeben aus der Tasche eines Frauengewandes, das der Eigentümer dieses Ladens vor einigen Stunden bei der Versteigerung auf der Polizei erstanden hat. Ihr wißt vielleicht gar nicht, daß auf dem Polizeiamte von Zeit zu Zeit eine Licitation von gefundenen oder sonstwie herrenlos gewordenen Gegenständen stattfindet.“

„Ob das mit Rechten geschieht,“ sagte das Corpus juris, „darüber ließe sich streiten.“

„Worüber könnte „man“ nicht streiten,“ ließ sich die Kaffeemühle einigermaßen anzüglich vernehmen.

„Doch dies nur nebenbei,“ fuhr der Fingerhut unbeirrt fort. „Man sieht mir in Folge meiner Schicksale gar nicht mehr an, daß ich einst blitzblank in der Auslage eines Goldarbeiters gelegen. Und wenn ich meinen letzten Aufenthalt, die Tasche jenes Kleides, mit der eleganten Atmosphäre des Juwelierladens vergleiche, dann drängen sich mir unwillkürlich Betrachtungen auf.“

„Betrachtungen machen meist jene, die mit dem Leben abgeschlossen haben wollen und sich dabei langweilen,“ meinte der Ballfächer.

„Habe auch nicht die Absicht, das, was ich an Lebenserfahrungen gesammelt, in einem Kreise preiszugeben, der, wie

mir scheint, aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist. Ich will nur Thatfachen erzählen. Also, vor langer, langer Zeit, es mögen schon 10—12 Jahre her sein, da kaufte mich ein Herr und legte mich auf den Geburtstagstisch eines kleinen Mädchens, für deren Fingerchen ich damals noch viel zu weit war. Ich wurde darum auch von der Mutter der kleinen Dorothea in Verwahrung genommen und nur manchmal auf dringende Bitte der Eigentümerin hervorgeholt. Nach und nach, als die Finger Dorotheas geschickter und größer wurden, erhielt ich einen dauernden Platz in ihrem Nähtischen und wurde dadurch ihr täglicher Gefährte. Arbeitsstunden, Nähkränzchen, Ausflüge, kleine Überraschungen für die Eltern, alles dies machte ich mit und hatte meine Freude an meiner lieben Herrin. Dabei bemerkte ich kaum, wie aus dem Kinde ein erwachsenes Mädchen wurde, bis ich sie mit einemmal ganz verändert fand.

„Ich hatte nämlich unbegreiflicher Weise durch mehrere Wochen unbenutzt bei Schere und Nadelbüchsen in dem Dunkel der Nähtischlade gelegen, bis ich eines Tages hastig und mit unsichern Händen zur Arbeit geholt wurde.

„Nachdem Dorothea einige Stiche gemacht hatte, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß große Veränderungen an ihr vorgegangen waren. Sie trug Trauerkleider und ihr liebliches, sonst immer lachendes Gesichtchen sah blaß, abgehärmt und verweint aus. Zudem saß sie nicht, wie sonst, allein am Fenster, um zu arbeiten, sondern ihr gegenüber hatte ein junger Mann Platz genommen.

„Er sprach eine Menge Zeug durcheinander: von der Macht

der Musik, die sie zusammengeführt, von dem Tode ihrer Eltern, ihrer Einsamkeit — seiner Liebe!

„Dorothea hörte seinen leidenschaftlich vorgebrachten Worten erregt zu. Ihren zitternden Händen entsank die Arbeit und durch eine weitere Bewegung fiel ich von ihrem Finger zu Boden. Gleichzeitig bückten sich Dorothea und der junge Mann, um mich aufzuheben. Ihre Köpfe stießen leicht aneinander und für einen Moment fuhr das alte heitere Lächeln über meines Lieblings Gesicht.

„Dem jungen Mann gelang es dann, mich aufzuheben; lachend steckte er „den Undankbaren, der das Glück nicht zu schätzen wisse, ein Recht auf diese Hand zu haben,“ an Dorotheas Finger und ließ ihre Hand nicht los, bis sie seiner Werbung nachgegeben hatte. Wenn die jungen Mädchen im Nährkränzchen von einer Freundin erzählten, die Braut geworden sei, dann geschah es so, daß ich mir darunter nur etwas Glückliches, Wonniges vorstellen konnte, und ich war froh für mein Dörchen, daß sie nun diese selige Zeit erleben sollte, nachdem sie durch den Verlust ihrer Eltern einen so herben Schmerz erfahren hatte. Ich hatte mich aber geirrt. Fleißig mitarbeitend an den vielen Sachen, die zu ihrer Ausstattung gehörten, sah ich sie nicht froher werden. Als sie mit Myrte und Schleier geschmückt zum letztenmal vor ihrer Trauung das Wohnzimmer betrat, da sank sie schluchzend auf den Stuhl am Fenster, legte den Kopf auf das Tischchen, dessen Lade nicht ganz geschlossen war, und ich hörte sie flüstern: „„Thue ich unrecht, Ja zu sagen, da im Herzen nichts für ihn spricht? Mir graute davor, allein zu sein in der Welt, nun graut mir — — Ich kann nicht

mehr zurück!“ Rasch erhob sie sich und eilte hinaus. Bald darauf hörte ich einen Wagen vom Hause fortrollen.

„Abermals verstrichen Wochen, ohne daß ich etwas von Dorothea gehört hätte. Dann eines Tages wurde der Inhalt des Nähtischchens verpackt und ich mit. Als ich ängstlich bedachte, welches wohl mein Bestimmungsort und meine Zukunft sein würde, da fühlte ich mich zu meinem großen Glück in den lieben Händen meiner alten Herrin. Sie hatte ihr sämtliches Nähzeug und viele andere Kleinigkeiten, die sie in ihrer Mädchenzeit besonders lieb gewonnen, nach der Stadt kommen lassen, wohin ihr Mann als Kapellmeister berufen worden war. Doch konnte ich bald bemerken, daß sie in ihrer Ehe nicht heiterer geworden war, als sie zu ihrer Brautzeit gewesen. Ich verbrachte nun eine recht unthätige Zeit. Dorothea und ihr Mann musizierten viel zusammen, da sie eine prächtige Altstimme besaß. Doch außer den Stunden, da Musik gemacht wurde, hatte der Herr Kapellmeister wenig Geduld in seinem Hause, trotzdem sich seine Frau die größte Mühe gab, es ihm behaglich und wohnlich zu machen.

„Eines Tages hatte sie wieder lange auf ihn gewartet und eine Stickerei zur Hand genommen, um sich die Zeit zu kürzen.

„Nach vielen Stunden erst kam er, sichtlich erregt und verstimmt. Dorothea wagte es, schüchtern zu fragen, wo er so lange geblieben war, da fuhr er heftig auf, ob sie denn für jeden seiner Schritte Rechenschaft verlange. Übrigens teilte er ihr mit, daß er seine Stelle am hiesigen Theater aufgebe, um nach H. zu gehen, welche Übersiedelung sogar rasch bewerkstelligt werden müsse.

„Hörte ich nicht, daß Fräulein N., die hier gastierte, in S. engagiert sei?“

„Sie drehte und drückte an mir, während sie diese Frage an ihren Mann richtete, daß ich über die Kraft erstaunte, die in ihren Fingern lag.

„Ja, die Oper dort ist gut.“

„Bald darauf wurde ich eingepackt, und dann wieder und nochmals. Aus den abgerissenen Gesprächen, die ich hie und da mit anhörte, schien es mir, als würde dem Herrn Kapellmeister nirgend die Anerkennung zuteil, die zu beanspruchen er eigentlich ein Recht zu haben glaubte. Deshalb wanderten wir von einem Orte zum andern. Die Wohnungen in den verschiedenen Städten wurden immer kleiner und weniger elegant, und in Dorotheas Bügen prägte sich nachgerade ein Zug von Bitterkeit aus, der jedem auffallen und weh thun mußte, der sie früher gekannt hatte. Nur ihr Mann schien für eine Veränderung in ihrem Gemüthsleben, ja für ihr Gemüthsleben überhaupt kein Verständnis zu besitzen. Das geht auch aus folgendem kleinen Vorkommnis hervor: Wenn man mich näher betrachtet, kann man nämlich noch an meinem Rande sehen, daß ich einmal eine heftige Quetschung erlitten habe.“

„Ach ja, das passiert oft den Besten,“ sagte die Kaffeemühle mit einem Seufzer.

„Die kommt daher, daß ich eines Tages vom Fensterbrett auf die Straße geworfen wurde, als der Kapellmeister mal ans offene Fenster getreten war. Ich fiel hart auf einen Pflasterstein; ein Vorübergehender hatte schon seinen Fuß auf mich

gesetzt, als Dorothea schon gelaufen kam und sich atemlos nach mir bückte und mich an sich nahm.

„„Schon der Mühe wert, deswegen ohne Hut in der Hausschürze auf die Straße stürzen,““ hörte ich den Kapellmeister höhnisch sagen, als Dorothea mit mir ins Zimmer trat und mich mitleidig betrachtete.

„„Zu einem Fingerhut hätte es noch gereicht, wenn unsere Finanzen auch elend genug stehen.““

„„Aber gerade dieser hat Wert für mich, Felix; er ist mir eine der wenigen lieben Erinnerungen an das Glück meiner Kindheit und meiner Mädchenzeit,““ fügte sie leiser hinzu.

„„Das klingt ja, als hättest du derartige Erinnerungszeichen an eine glückliche Zeit nötig, als seist du heute nicht glücklich,““ sagte er herausfordernd.

„Dorothea antwortete nicht.

„Sie brachte mich bald in einen Laden und dort wurde ich möglichst gerade gehämmert. Während der kurzen Zeit, die ich dort war, empfand ich heftige Sehnsucht nach meiner Herrin. Als ich endlich fertig repariert dalag, bereit abgeholt zu werden, da traten mehrere Leute zugleich in den Laden. Ich erkannte unter ihnen mit Freude Dorothea, doch diese hielt sich bescheiden zurück, da die andern Damen vor ihr an der Thüre gewesen waren. Plötzlich hörte ich den Namen des Kapellmeisters nennen. Eine Dame fragte nämlich die andere, ob sie heute sein Konzert zu besuchen gedenke, und was sie sich davon verspreche.

„„Ja, ich gehe hin; doch es ist schade um den Mann. Er könnte etwas leisten, aber er verlumpt sich. Er soll mit Leiden-

schaft trinken und spielen, und man kann sich denken, daß es da mit dem Komponieren und Dirigieren schlecht steht.“

„Das mag nun übertrieben sein,“ sagte die andere, „aber ich hörte aus sicherer Quelle, daß er mit seiner Frau nicht sehr harmoniere. Es hieß sogar, er wolle sich von ihr scheiden lassen und Fräulein M., die Sängerin, heiraten; da freilich hätte er Carriere machen können.“

„Ich sah, wie mein armes Dorchchen bei Nennung von ihres Gatten Namen unwillkürlich aufhorchte, und wie sie dann totenbleich wurde, als sie das Fürchterliche mit anhören mußte. Ich dachte, sie würde zusammensinken, doch sie preßte nur die Lippen aufeinander, nahm hastig meinen Reparaturschein aus ihrem Täschchen und bat den Verkäufer, sie rasch zu bedienen, weil sie Eile hätte. Bald lag ich in ein Stückchen Seidenpapier gewickelt in ihren zitternden Händen.“

„Auf die Zeit der Unthätigkeit, von der ich gesprochen, folgte nun eine Zeit, da ich zu meiner Genugthuung von Dorothea wieder viel mehr in Anspruch genommen wurde und zwar zur Herstellung verschiedener kleiner Sachen, die auch der fleißigen Näherin viel Freude zu machen schienen. Oft verklärte sich ihr Gesicht in einem frohen Lächeln, während sie arbeitete, ohne aufzublicken. Daß das kleine Zeug zum Empfange eines jungen Menschenkindes dienen würde, wurde mir erst klar, als eine kleine Felicitas in einem Korbe neben Dorotheas Nähstisch stand.“

„Fee“ nannte sie dieses Geschöpfchen, wenn sie sich voll Liebe darüber beugte, und mir schien es, als erwarte sie von der kleinen Fee das Glück, das sie bis nun vergeblich erhofft.

„Dorothea hatte schon seit langem viel Gesangsunterricht

gegeben und dadurch manches für den Haushalt herbeigeschafft, das ihr Mann hingenommen, ohne nach dem Woher zu fragen. Nun ein kleines Wesen da war, das fortwährend ihrer bedurfte, war daran nicht mehr zu denken, und sie saß darum um so eifriger bei mühsamer Näharbeit. Aus jenem Abschnitt meines Lebens stammen die vielen kleinen Lächer, die ihr an mir sehen könnt; von harten Stahlnadeln sind sie in mein weiches Silber gebohrt.“ In gerechtem Stolz über diese Zierde, die nicht jeder Fingerhut aufweisen kann, machte der Erzähler eine Pause. Niemand unterbrach sie. Seine Erlebnisse schienen dem erst so kritisch gestimmten Publikum der Trödelbude denn doch zu imponieren.

Bald fuhr der Fingerhut fort: „In der kleinen Felicitas erwuchs uns eine große, große Herzensfreude. Ich darf „uns“ sagen, trotzdem sich der Vater schon wenige Monate nach dessen Geburt kaum mehr um die Kleine kümmerte, überhaupt nur noch selten nach Hause kam. Doch ich, der den ganzen Tag fast und viele Stunden der Nacht an Dorotheas Finger saß, durfte dann meist mit ihr zärtlich über die blonden Wöckchen und die zarten Bäckchen des Kindes streichen, und ein Teil des Glückes, das die Mutter empfand, durchströmte auch mich in solchen Momenten. Unser Feechen war etwa ein Jahr alt, als wir wieder übersiedelten, und zwar bewohnten wir nur mehr ein recht armseliges Zimmerchen. Dorothea mühte sich von früh bis spät; ihr Mann schien gar nichts mehr zu leisten. Es war auch nicht zu verwundern, daß sich jemandem, der schon äußerlich so die Spuren seiner Verrohung aufwies, die Quellen ehrlichen Verdienstes verschlossen. Eines Tages hatte Dorothea sich wieder

recht ermüdet, und da ihre Arbeit fertig war, so gönnte sie sich ein Stündchen Ruhe. Sie saß in Gedanken versunken, das Kindehen auf dem Schoß, ihm ihre rechte Hand, an der ich gewohnheitsgemäß mich befand, hinhaltend, denn ich war ein beliebtes Spielzeug der Kleinen geworden.

„Plötzlich wurde die Thüre gewaltsam aufgerissen, so daß das Lämpchen durch die Zugluft fast verlöscht wäre, und der Kapellmeister stolperte ins Zimmer. Erschrocken drückte Dorothea das Kind an sich und fuhr dabei mit ihrer Hand unter dessen Kleidchen.“

„Was versteckst du vor mir?“ herrschte er sie an.

„Nichts,“ sagte Dorothea und schloß die Thüre, die von dem Eintretenden angelweit offen gelassen war, nachdem sie das Kind in sein Stühlchen gesetzt hatte.

„Ich sah Geld in deiner Hand glänzen, als ich kam.“

„Du irrst, das wird wohl mein Fingerhut gewesen sein.“

„Ich irre nicht! Du lügst; gieb mir das Geld.“

„Ich lüge nicht, Felix. Ich habe nur einmal gelogen, da ich das von dir annahm,“ sagte sie, indem sie auf ihren Chering deutete, — „und diese Lüge büße ich.“ Dunkle Röthe stieg in seinem Gesicht auf. Hestig fuhr er auf Dorothea los, sie mit zorniger Rede überschüttend, dabei stieß er an das Stühlchen, daß es umfiel. Ein Schrei des Kindes wurde laut. Ich hatte es mit der Stirne gegen die Tischdecke fallen sehen! Dorothea nahm es auf, ergriff schnell ein Tuch, hüllte das Kind darein und stürzte fort. Atemlos lief sie durch mehrere Gassen, hier und dort ein Schild lesend, um ärztliche Hilfe zu suchen. Endlich blieb sie stehen. Ein großer Mandelaber am Zugange eines

Brückenkopfes warf sein helles Licht auf uns. Dorothea öffnete behutsam die Falten des Tuches. Ich sah das liebe Gesichtchen blutüberströmt, die blauen Augen geschlossen.

„Ob es noch atmet?“ hörte ich sie flüstern.

„Sie griff in die Tasche, um ihr Tuch zu holen, wahrscheinlich das Gesichtchen zu trocknen, dabei streifte sie mich vom Finger. — Wie entsetzlich es mir war, in diesem Momente höchster Angst und Pein Dorotheas unmittelbare Nähe verlassen zu müssen, kann ich nicht sagen. Doch ich hätte ihr auch nicht helfen können, der Ärmsten. Eine Ewigkeit dünkte mich die kurze Zeit schon, die ich im Dunklen zugebracht.

„Da fühlte ich in meiner Haft, daß Dorothea sich bewegte, langsam ein paar Schritte machte, wieder still stand; dann empfand ich ein sonderbares Säusen durch die Luft, dann kalte, bewegliche Nässe um mich her. Wie lange dieser Zustand gedauert hat, weiß ich nicht, denn er machte mich stumpf und unempfindlich.

„Meine nächste Erinnerung ist, daß ich mehrere Stimmen von einem Selbstmord reden hörte, daß eine fremde Hand mich in der Tasche des Kleides fand, daß jemand halb verächtlich, halb mitleidig sagte: „Nur ein Fingerhut,“ und mich wieder zurückgleiten ließ. So blieb ich in der Kleidertasche vergessen. Wie ich hierher kam, habe ich euch schon mitgeteilt, und ich wünschte nur noch, auch weiter vergessen zu werden und hier in einem Eckchen ruhig liegen zu bleiben.“

## Was die Straßenlaterne erzählt.

---

Es war Neumond und die Laterne vor dem Trödel Laden warf durch das vergitterte Fenster über der Thüre ihr Licht in den Raum. Ein Windstoß kam, das Licht flackerte, doch hielt es sich tapfer und leuchtete dann ruhig weiter. Da tönte aus einer Ecke des Ladens ein leises Lachen; nicht froh klang es, sondern höhnisch und bitter.

„Da meint auch wieder eine, sie müsse ihre Pflicht thun, solange der Lebensodem reicht, dem Sturm und Wetter trotzen. Hab' auch einmal meinen Stolz daren gesetzt und heute — — —“

„Ich weiß zwar nicht, wieso und warum Ihr hierher gekommen seid, doch die schlechteste Gesellschaft ist es gerade nicht, in die Ihr geraten,“ ließ sich die alte Spitze mit Selbstbewußtsein vernehmen.

„Wieso und warum ich hierher gekommen, das ist kurz gesagt: „ich sei zu klein, meine Leuchtkraft zu schwach, die Konstruktion meiner Thüre und meines Krahnes veraltet,“ hieß es eines Tages. Da wurde ich denn von dem Pfahl, auf dem ich jahrelang gestanden, abgeschraubt, ein Arbeiter, der vielleicht größern Hunger als Taglohn hatte, stahl mich und verkaufte mich für ein paar Kreuzer. Der Eigentümer dieses Ladens

wollte mich zuerst gar nicht haben, doch schien ihn der arme Teufel, der mich gebracht, zu dauern, und so bin ich hier.“

„Ihr beneidet wohl Eure Schwester da draussen, die so fröhlich leuchtet,“ meinte der Vogelkäfig.

„Nein. Ich beneide nichts, und mich freut nichts mehr. An mir und andern habe ich erfahren, daß der Wert des einzelnen kein Wert ist. Die Welt geht vorwärts. Ungerecht will manches erscheinen, was notwendig und Gesetz. Die Natur zerstört oft selbst ihre besten Schöpfungen und der Mensch ahmt seiner Lehrmeisterin nach.“

„Wie seid Ihr nur auf solche Gedanken gekommen, die mir meinen Kopf ganz schwindelig machen?“ fragte ein Porzellanfigürchen.

„Ich stand eben nicht zeitlebens auf einem Nippetisch. Mein Posten war auf der freien Straße, da sah und hörte ich gar viel an mir vorübergehen. Habe auch, seitdem ich hier im Winkel liege, Zeit gehabt, nachzudenken.“

„Ihr habt auch wohl viel Interessantes erfahren, das Ihr erzählen könntet,“ sagte der neugierige Hapsel.

„Wohl; laßt Euch nur von einem Abend erzählen, den ich erlebt, und Ihr werdet mich begreifen. — Das Dasein einer Straßenlaterne ist nie ein sehr beachtetes. Dieselbe mag noch so pünktlich und gewissenhaft in ihrer Pflichterfüllung sein, mag in der dunkelsten Regennacht nach Kräften leuchten, daß die Passanten auch die Pfützen sehen, in die sie gelegentlich hineinpatschen, ihre Wirksamkeit wird dennoch selten anerkannt. Nie überkam mich das Gefühl des Verkanntseins so sehr als zur Zeit, da die Stadt sich im Festkleide zeigte und zu diesem Zwecke

unzählige von unbedeutenden Lichtern und Lämpchen vereinigte, durch deren vereinigte Kraft die Straßen in ungewöhnlicher Helle erschienen. Wie da die Menge gaffte und sich in dem erborgten Glanze sonnte, wie sie die Pichtlein pries!

„Dummes Volk, hättest du eines derselben allein in der Höhe eines Stockwerkes aufgehangen, sie wären alleamt weniger nutz gewesen als die Straßenlaterne, die euch jahraus, jahrein dient, ohne daß man sich um sie bekümmert. Doch nicht genug an dieser allgemeinen Nichtachtung! An jenem Abend, da die Tagesblätter eine große Illumination versprachen, ließ man es uns gegenüber auch noch an der allgewöhnlichsten Aufmerksamkeit fehlen. Als der Laternenanzünder in höchster Eile dahergeschritten kam, um mich anzustecken, da schlug er in seiner Hast ein handgroßes Loch in eine meiner Scheiben, ohne sich weiter daran zu kehren, welchen Schmerz und Schaden er mir zugefügt hatte.

„Langsam nur und zögernd breitete ich die gelben Ende meiner Flamme aus, denn der Lebensstrom, der sonst bei kaum geöffnetem Hahne heftig hervorbricht, floß heute nur spärlich, da sich sein Druck auf so viele tausend Flämmchen verteilen mußte. Wen wird es wundern, wenn ich sage, daß ich an jenem Abend melancholisch in die Welt blickte, daß die Munterkeit der unter mir Vorüberziehenden mich in meiner Behmut eher bestärkte, als dieselbe verschuchte, und daß ich förmlich Verlangen trug nach einem Gegenstande oder Wesen, das sich gleich mir in diesem Festjubiläum nicht wohl fühlte. Ich blickte eine Weile, ich muß es selbst gestehen, recht griesgrämig, blinzelnnd um mich, als ich bemerkte, daß mein Schein direkt in ein Fenster

fiel, das sonst um diese Zeit geschlossen war und dessen dichter Vorhang jeden Einblick unmöglich machte. Heute war es offen und auch dort flackerte auf dem äußern Sims eine Reihe jener Lichtchen, die ich haßte. Verachtend blickte ich über dieselben weg in das Zimmer. Dort sah ich auf dem Tisch eine Lampe stehen, dabei die Gestalten zweier Mädchen. Die eine saß, dem Fenster den Rücken kehrend, die andere stand, Hut und Handschuhe in der Hand, als wäre sie unschlüssig, ob sie gehen oder bleiben sollte.

„Ich bleibe,“ Dora, sagte sie. „Ich kann dich nicht ganz allein lassen; unser Mädchen ist eben auch fortgegangen, und wenn irgend was passierte, ich könnte mir im Leben nicht verzeihen — —“

„Dabei blickten die muntern Augen der Sprecherin recht verlangend zum Fenster hinaus, als könnten sie es nicht erwarten, die Herrlichkeiten der beleuchteten Stadt zu sehen.

„Sei kein Narrchen, Käte! Was soll mir denn passieren? Bin ich nicht schon öfter eine Stunde allein gewesen? Geh nur, geh, und sieh dir alles hübsch an, damit du mir nachher auch erzählen kannst. Adieu, adieu.“

„Und wie um jeder weitem Einwendung ein Ende zu machen, reichte sie der Schwester die Lippen zum Kusse, und diese war denn auch bald verschwunden. — Als sich die Thüre geschlossen hatte, hörte ich einen tiefen Seufzer sich der Brust der Zurückgebliebenen entringen. Langsam erhob sie sich von ihrem Stuhle und kehrte sich dem offenen Fenster zu; langsam ließ sie sich auf dem Taburett, das auf dem Tritt am Fenster stand, nieder. In ihren Bewegungen lag etwas so Eigentümliches, das

ich an all den vielen Menschen, die im Laufe der Jahre an mir vorübergegangen waren, noch nicht beobachtet hatte, so daß ich, neugierig gemacht, mich bemühte, meinen Schein möglichst grell auf sie fallen zu lassen.

„Die Gestalt war ähnlich der der Schwester, die soeben zur Hausthüre heraustrat. Die Gesichtszüge konnte ich nicht gleich erkennen, da sie geraume Zeit den Kopf gesenkt ließ. Endlich hob sie ihn ein wenig und mein Licht fiel voll auf sie. Sonderbar, sie schien es nicht zu merken. Während andere Menschen doch unwillkürlich eine Bewegung machen, wenn sie der helle Strahl eines Lichtes trifft, sie zuckte nicht. Groß und starr blickten zwei blaue Augen ausdruckslos ins Leere, während es um den Mund desto ausdrucksvoller schmerzlich zuckte. Mit einemmal ward mir klar, warum die Schwester allein fortgegangen war: für Dora gab es keinen fröhlichen Aufzug, keine festliche Beleuchtung, — sie war blind.

„Tief ergriff es mich, als mir das Unglück des jungen Geschöpfes offenbar war, und ich beneidete die kühle Abendluft, der es vergönnt war, sie kosend, schmeichelnd, tröstend zu umstreichen, während ich meiner Teilnahme für sie keinen Ausdruck verleihen konnte, der ihr verständlich gewesen wäre. Ich hatte sie plötzlich lieb gewonnen, das Mädchen, das in seiner Hilflosigkeit einsam da saß, und ich hätte es ihr so gerne gesagt, aber Straßenlaternen können eben nicht reden.

„Nachdem sie eine Weile bewegungslos gefessen hatte, erhob sie sich und lehnte sich ans Fenster gerade im Momente, da eine Gesellschaft die Straße herauf kam und unter mir stehen blieb. Aus dem Durcheinander von Sprechen und Lachen

konnte man plötzlich deutliche Worte vernehmen „„Ein prächtiger Anblick! Seht nur, wie die leuchtenden Bogen die geschmückten Häuser verbinden! Es sieht gerade aus, wie ein von goldenem Lichte erfüllter Tunnel! Großartig! Prachtvoll! Über alle Erwartungen schön!““ so gab sich in aller Munde die Begeisterung kund.

„Das Mädchen am Fenster lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit. Regungslos stand sie da, als müßte sie mit einem ihrer thätigen Sinne etwas davon wahrnehmen, das, von allen klar empfunden, sie als räthelhaftes unbegriffenes Fluid umgab. Leise schüttelte sie den Kopf.

„„Um mich ist's Nacht, für immer dunkle Nacht geworden! Lieber Gott, womit hab' ich so harte Strafe je verdient?! Hätt' ich das Licht doch nie gekannt, ich hätt' es nicht entbehrt!““ —

„Da erhob sich plötzlich ein Luftzug und blies dem Mädchen den dicken Rauch der vor dem Fenster stehenden Lämpchen ins Gesicht. Erschrocken wich sie zurück; ich sah nur noch zwei große Thränen den glanzlosen Augen entrollen, als ein zweiter Windstoß durch das Loch, das mir geschlagen war, mein Licht verlöschte. Ich war es zufrieden; Straßenlaternen können doch nicht weinen.“

---

## Was die Spieldose erzählt.

Über der Trödelbude wurde eine Thüre so heftig zugeschlagen, daß unten alles klirrte, klang, rutschte oder sonstwie der erschütternden Bewegung nachgab. Im Glasschrank knackste es leise und plötzlich klang aus einem roten Holzkästchen, das bisher immer still und stumm gestanden hatte, eine lustige Walzermelodie. Alles lauschte den metallenen Tönen. Niemand hatte gewußt, daß das Kästchen ein Spielwerk enthielt. Die Melodie hatte sehr hübsch begonnen, doch im Verlaufe derselben kam mehrfaches unmelodisches Rasseln dazwischen, es blieben einzelne Töne, auch ganze Takte aus, so daß auch weniger musikalische Seelen als gerade eine Guitarre es merken konnten, daß das Werk nicht mehr unverfehrt sei. Nachdem der Tanz zu Ende war, sagte die Spieldose selbst, ohne erst den Vorwurf, der ihr sicher nicht erspart worden wäre, abzuwarten: „Ein Schelm, der's besser macht, als er kann! Aber daß ich's einst besser gekonnt als heute dürft ihr mir glauben.“

„Wir wollen's gerne glauben,“ sagte der Vogelkäfig, „doch erzähle, wie du in diesen invaliden Zustand gekommen ist, und was dich hierher gebracht hat.“

„Das giebt sicher wieder eine recht lamentable Geschichte,“ meinte das Tamburin ärgerlich.

„Luftig ist meine Geschichte nicht, wenn ihr sie hören wollt; aber lamentabel auch nicht. Denn ich gehöre nicht zu jenen, die entweder in verbissenen Grimm oder erkünstelter Resignation den oft mißbrauchten Satz: „Undank ist der Welt Lohn“ vorbringen.“

„Oho, das ist stark!“ ließen sich zwei Stimmen vernehmen.

„Glaubt nicht, daß ich Herz- und Pietätslosigkeit predigen will, denn Dankbarkeit und Anerkennung sind wohlthuend und erquicklich für alle Teile. Aber da wir menschliche Schöpfungen unsere Erzeuger und Besitzer oft um Generationen überleben, so dürfen wir von spätern Geschlechtern nicht immer eine Würdigung erwarten, die sie uns aus Unkenntnis des Zusammenhanges und nicht aus Übelwollen versagen.“

„Ich habe Heiteres und Ernstes erlebt. Den Grund dafür, warum ich eines Tages mit einer Menge Sachen in eine Kiste gepackt worden bin und, nachdem ich so scheinbar ewig lang in einer Kumpelkammer gestanden hatte, hier wieder ans Licht geholt worden bin, weiß ich selbst nicht. Wahrscheinlich war ich überflüssig geworden, man hatte meiner geringen Dienste vergessen. — Deshalb ist es aber noch gar nicht ausgeschlossen, daß ich nicht noch einmal einem anspruchlosen Geschöpfe zur Freude dienen kann.“

„Ein lobenswerter Standpunkt,“ sagte die Spitze, die ja auch in der Trüdelbude ihren Lebenslauf nicht abgeschlossen sehen mochte.

„Nicht philosophiert! Flott erzählt!“ so lauteten die aufmunternden Zurufe, und die Spieldose begann mit Behaglichkeit:

„Ich gelangte an einem Weihnachtsabende durch die Güte

einer Dame in den Besitz einer Familie, die mit Glücksgütern nicht gerade reichlich bedacht war. Die Eltern waren beide auswärts beschäftigt, die zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, gesunde, frohe, muntere Geschöpfe, durchaus nicht verwöhnt durch mannigfaches Spielzeug oder luxuriöse Geschenke. Ihr Entzücken über meine musikalischen Leistungen war grenzenlos. Ich spielte nämlich außer dem Tanz, den ihr soeben gehört habt, auch noch ein Lied. In jener Zeit hatte ich zum Schutze meines Werkes unter dem Holzdeckel eine Glasplatte. Über diese gebeugt, saßen die Kinder nun stundenlang. Gewissenhaft abwechselnd zogen sie an dem Schnürchen, der meine Walze zur Bewegung auslöste, und sahen zu, wie die Häpfchen derselben die gestimmten Stahlstifte klingen machten.

„Das Aufziehen war eine Art heiliger Handlung, während welcher man nicht gezupft, gestoßen oder sonstwie gestört werden durfte. Als nach einigen Wochen des Besitzes der Reiz der Neuheit vorbei war, kehrten die Kinder zwar wieder zu ihren andern Spielen zurück, doch gab es keine Puppenhochzeit, kein Vogelbegräbnis, keine Cirkusaufführung, wo mir meine musikalische Rolle nicht wäre zugeteilt worden. Die Kinder wuchsen nach und nach heran und ich kam natürlich seltener mehr in Bewegung, aber ich war doch sicher nicht vergessen. Mein Platz war auf der Kommode. Von dort aus konnte ich alles sehen und beobachten, was sich bei den lieben Menschen ereignete.

„Robert, der Knabe, sollte sich, nachdem er die Volksschule beendet, zu einem Beruf entschließen. Die Eltern meinten, er solle Lehrer werden. Gerne würden sie die Opfer zu einem längern Studium gebracht haben, aber es schien mir, als sei diese Idee

unferm Jungen gar nicht behaglich, ohne daß er einen andern Vorschlag anzubringen gewußt hätte.

„Eines Tages — es war niemand zu Hause — öffnete sich die Zimmerthüre, und leise, vorsichtig, als habe er Besonderes im Sinn, schlüpfte Robert herein. Er blickte ein wenig scheu um sich, so daß mir um sein sonst so ehrliches offenes Gemüt bange zu werden begann, dann stürzte er plötzlich zur Kommode, holte mich von meinem schon lange nicht mehr verlassenem Platz und stellte mich auf den Tisch. Ein paar Momente betrachtete er mich durch die Glasplatte und dann — ich meine heute noch den Schreck zu fühlen, der mich damals durchfuhr — hob er die Platte von dem Kästchen, hängte das Schnürchen aus dem Ring, löste die Schrauben vom Boden meines Kästchens, kurz gesagt, er zerlegte mich vollständig in meine Bestandteile. Ihr könnt euch denken, wie verzweifelt ich war, denn ich hatte damals doch alles Recht anzunehmen, daß es um mich für immer geschehen sei.

„Das Zerlegen war verhältnismäßig ganz rasch gegangen, und ich konnte noch immer nicht begreifen, warum das Attentat eigentlich geschehen sei, denn bisher war ich von der Zerstörungswut der Schuljungen vermöge der geistigen Übermacht, die ich auf die Kinder übte, verschont geblieben.“

„Ein Klingelkasten und geistige Übermacht,“ ließ es sich aus der Bücherecke voll Verachtung vernehmen.

Die Spielbox fuhr unbeirrt fort: „Nach einiger Zeit erst sollte ich den höhern Zweck, dem ich gedient hatte, erkennen: Robert wollte das Kunststück machen, mich wieder zusammenzufügen. Das ging nun freilich weniger rasch. Was nützte

es mich, daß ich den ausgesprochensten Willen zum Leben hatte; es fehlte die Meisterhand, die es verstanden hätte, meine Räder und Räderchen richtig ineinander zu passen. Nachdem sich der Knabe lange, lange abgemüht hatte, mit Schere und Federmesser an meinen feinsten Teilchen gewüttet, Stäbchen und Zapfen teils verbogen, teils abgebrochen hatte, mochte ihn denn doch die Gewißheit fassen, daß er nicht imstande sei, das zerstörte Werk wieder herzustellen. Dicke, heiße Thränen stiegen in seinen Augen auf und fielen auf mich — nicht zum Vorteile meiner zarten Stahlbestandteile.

„Doch auch die Thränen halfen nicht, mich wieder ganz zu machen. Robert gab es auf und legte schluchzend den Kopf in die auf dem Tisch gekreuzten Arme. Nach einiger Zeit trat Martha ins Zimmer. Erschrocken blickte sie von ihrem Bruder auf meine Trümmer. Rasch hatte sie die Situation erfaßt, und mit dem Schmerzensrufe: „„Die Spieldose, du hast sie kaput gemacht,““ brach auch sie in Thränen aus.

„Roberts Stolz war es schon lange, ein strammer Held zu sein, wenn die Schwester „heulte“, wie es in dem brüderlichen Idiom hieß. Darum suchte er sich auch jetzt zu fassen und sagte mit großer Energie: „„Da giebt's doch nichts zu heulen, Martha. Sei nicht kindisch! Ich sah gestern dem Uhrmacher drüben zu, wie er eine Taschenuhr Stück für Stück zerlegte, reinigte und wieder zusammensetzte. Dasselbe wollte ich mit unserer Spieldose machen.““

„„Ja, aber du bist doch kein Uhrmacher, Robert, und jetzt ist sie kaput.““ Gegen diese beiden Thatsachen war leider nichts einzuwenden.

„Robert fand auch nicht gleich eine Antwort. Nach wenigen Augenblicken sagte er aber mit einer Bestimmtheit, die mich wieder aufatmen ließ: „„Jetzt sei nur still, Martha, ich werde Mechaniker und dann mache ich das Ding wieder in Ordnung. Mein Wort darauf! Ich sag's heute noch dem Vater.““

„Vorsichtig packten mich nun beide in mein Kästchen und lange blieb ich zwischen Fürchten und Hoffen schwebend in einer Schublade der Kommode eingesperrt. Es that mir wohl, wenn auch auf Kosten meines Bestehens vielleicht unserem Jungen zu einem Entschlusse verholten zu haben, der aus seinem Innersten entsprang und sicher unbewußt seinen Anlagen entsprach.

„Es mochten wohl einige Jahre verstrichen sein, als ich wieder ans Tageslicht kam. Ein hübscher junger Mensch öffnete damals meinen Holzdeckel, und es fiel mir schwer, in seinen ganz männlichen veränderten Gesichtszügen Robert wieder zu erkennen. Er war richtig Mechaniker geworden und wollte nächstens fort nach Amerika, denn in der kleinen Stadt würde seine Arbeit gar schlecht bezahlt werden. Davon hörte ich ihn reden, während er mich mit großem Verständniß untersuchte. Doch außer dieser großen Neuigkeit für mich hatten sich während der Jahre noch andere Veränderungen im Hause zugetragen. Die Mutter war gestorben, Martha nach der Hauptstadt verheiratet. Robert wollte ihr vor seiner Abreise noch sein gegebenes Versprechen, mich instand zu setzen, einlösen. Ein paar Tage Arbeit zur Zeit des Feierabends genügte dazu, doch meine Jugendkraft und Leistungsfähigkeit hatte ich verloren. Die zerbrochenen Stäbchen und Zapfen konnte Robert, ohne mich in eine Spieldosenfabrik zu bringen, nicht wieder einsetzen, und so mußte ich mich

begnügen: „„Guter Mond, du gehst so stille““ und meinen Walzer nur so mangelhaft zu spielen, wie ihr vorhin gehört habt. Roberts Vater brachte mich zu Martha, auch er wollte jetzt in Wien und bei seinem Kinde bleiben. Die Zeit, die ich anfangs dort erlebte, war fast eine Erneuerung jener schönen Tage aus Roberts und Marthas Kindheit, da sich gleich jenen Marthas Töchterchen unbändig mit mir freute. Aber es sollte nur zu bald anders werden. Im Sommer brach die Cholera aus. Marthas Mann und die Kleine fielen als erste Opfer des von Arbeitern dicht bevölkerten Bezirkes. Marthas Einkommen und Verdienst sanken auf nichts herab. Den Großvater ergriff ein Augenübel, das auch ihn vollständig jeder Erwerbsfähigkeit beraubte. Martha schrieb darum in ihrer Verzweiflung an Robert, doch viele Wochen vergingen, keine Antwort kam. Der Rest der kleinen Ersparnisse war aufgezehrt und zu allem Elend und Kummer gesellte sich noch die stille Sorge um Sohn und Bruder.

„Wir bewohnten zu jener Zeit ein Parterrezimmerchen. Ich stand am halboffenen Fenster auf einem kleinen Tisch. An einem trüben Tage lehnte der Vater in düsteres Sinnen versunken an der Fensterbrüstung, während Martha sich zu einem Ausgang rüstete. Plötzlich hörte ich ihn seufzen und sagen: „„Weißt du, Martha, wenn's wieder nichts ist mit einer Arbeit für dich, dann — — —““

„„Nun, dann versuch' ich's noch anderswo,““ sagte die Tochter, indem sie wacker versuchte, den Vater durch zuversichtliche Sprache über ihre eigene Niedergeschlagenheit zu täuschen.

„„Nein, dann setze ich mich mit der Spieldose in eines der

Durchhäuser. Dem blinden Mann werden Vorübergehende ihre Gabe nicht versagen.““ Mir wurde eigentümlich wohl zu Mute, als ich hörte, daß meine Hilfe, meine schwache Kraft in Anspruch genommen werden sollte, den treuen Menschen zu dienen. Doch Martha schien anders darüber zu denken. Jähle Röthe stieg in ihr Gesicht.

„Vater, du wirst doch nicht betteln wollen, solange ich zwei gesunde Arme habe!““

Der alte Mann schüttelte den Kopf. „Man braucht deine Arme nicht. Lieber für dich betteln, als mit dir verhungern. Du bist jung, dein Schicksal kann sich ändern. Für mich ist alles eins.““

„Still weinend, küßte die bedrängte Frau ihren Vater.

„Vielleicht glückt's heute,““ sprach sie und ging.

„Der arme Mann setzte sich auf den Stuhl im Fenster. Bitternd streckte er seine Hand nach mir aus, um sich von meinem Vorhandensein, darauf er seine letzte Hoffnung gebaut hatte, zu überzeugen. Unsicher greifend, suchte und fand er das Schnürchen, das mein Werk in Bewegung setzte, und pünktlich spielte ich den Walzer, so gut ich konnte, dann das Lied. Bei meinen Klängen mochten dem Manne Bilder vergangener glücklicher Tage durch die Erinnerung streifen. Voll Grausamkeit gegen sich selbst hörte er mir zu. Ich hätte gerne den Gehorsam versagt, doch ich war frisch aufgezogen, und als er gar in ausbrechendem Schmerz den grauen Kopf in die Hände preßte und dabei unabsichtlich mit dem Ellbogen mein Schnürchen straff zog, da mußte ich eben ohne Pause fort und fort leiern. Es war mir entsetzlich. Über unserer gemeinsamen Auf-

regung hatte ich gar nicht bemerkt, daß an dem offenen Fenster jemand stehen geblieben war. Da hörte ich mit einemmale eine Stimme: „„Es können nicht zwei Spielbösen so egal verdorben sein, Vater.““ Der Alte hob den Kopf. Ich raffelte mein Lied zu Ende. Doch ehe der letzte Ton erklang, hatte sich ein Mann mit einem Sprung zum Fenster hereingeschwungen.

„„Kennst du mich nicht? Ich bin's, Robert!““

„Der Vater war erst star von freudigem Schrecken, dann erzählte er die Folge von traurigen Ereignissen. Doch während der Vater sprach, fuhr Robert immer streichelnd und schmeichelnd über mich, weil ich es gewesen, die ihn geleitet hatte, seinen Vater zu finden.

„Dem alten Mann und der sehr niedergeschlagenen heimkehrenden Schwester erzählte er nach froher, herzlicher Begrüßung, daß er keinen Brief bekommen habe, weil er schon seit Monaten unterwegs sei, um sich die Welt anzusehen, bevor er sich selbstständig seine Werkstätte gründen wolle. Hier in der Hauptstadt hätte er nicht vermutet, seinen Vater zu finden, doch die wohlbekannten Töne der Spielböse hätten ihn gefesselt und zur Entdeckung geführt. Glaubt mir, ich war in dem Moment glücklicher, stolzer, als wäre ich irgend ein weltberühmtes Spielwerk gewesen. Unnütz zu sagen, daß Robert von nun an für die Seinen sorgte. Ich wurde viele, viele Jahre lang als Familienheiligtum bewahrt, und dann kam's, wie ich euch schon sagte: die Kinder hielten mich noch wert, Enkel und der Enkel Kinder vergaßen mich, ich wurde eingepackt und jahrelang stand ich auf dem Speicher unter anderem Kram und wurde schließlich hierher gebracht.“

„Undank ist der Welt Lohn,“ konnte sich die Kaffeemühle zu sagen nicht enthalten. Die Spielboxe lachte gutmütig über den Ausspruch, den sie doch mit ihrer Erzählung gerade zu widerlegen geglaubt.

„Weiberlogik,“ brummte das Corpus juris.

## Nochmals in der Trödelbude.

---

Leise klang die Glocke, die Franz in seinem Zimmer einen Käufer oder Verkäufer im Eintreten meldete. Als er daraufhin in den Laden trat, stand ein kleines schwächliches Persönchen unentschlossen unter der Thüre, als getraue es sich nicht weiter zu gehen.

„Was wünschest du, Kleine?“

„Man sagte mir, ich könne hier etwas verkaufen.“

„Das kommt darauf an, was es ist.“ Das Mädchen, es mochte ungefähr 12 Jahre alt sein, hielt die rechte Hand in der Kleidertasche, als wolle sie etwas sehr Kostbares darin bergen. Nun brachte sie die kleine Faust hervor, schien es aber nicht über sich bringen zu können, den Gegenstand, der keinesfalls großen Umfangs sein konnte, dem fremden Mann zu zeigen.

Schüchtern kam sie tiefer in den Laden. Franz trat ans Fenster und sagte freundlich, sie solle ihm nur zeigen, was sie verkaufen wolle, dann werde er ihr gerne Auskunft geben.

Die Hand noch immer geschlossen, wandte sich auch das Kind zum Licht, und indem Franz die dunklen Augen und das goldige Lockengekräusel um des Mädchens Stirn erblickte, wurde er bleich und der Name „Eva“ entfuhr leise seinen Lippen.

Die Kleine war zu sehr mit ihrer eigenen Angelegenheit beschäftigt, als daß sie seine Bewegung bemerkt hätte, während sie leise fragte: „Kann ich nach einiger Zeit wieder kaufen, was ich heute verkaufen möchte, oder ist es dann für immer verloren?“

Diese Thränen im Auge, blickte sie ängstlich zu Franz auf, der sie starr ansah, als zweifle er an der Thatsächlichkeit ihrer Erscheinung. Die kleine Verkäuferin begann, da sie keine Antwort erhielt, langsam ein Seidenpapierchen aufzuwickeln und hielt Franz auf der flachen Hand erwartungsvoll ein kleines goldenes mit Perlen besetztes Medaillon entgegen. Franz griff hastig danach und öffnete die Kapsel. Ein Blick auf das Bildchen, das sie enthielt, bestätigte ihm einen räthselhaften Zusammenhang, der vor wenigen Sekunden vor seiner Seele aufzudämmern begonnen hatte.

„Woher hast du das Medaillon?“ fragte er mit rauher Stimme.

Das Kind erschrak und wollte nach seinem Besitz greifen, doch nun hielten Franzens Finger es krampfhaft umschlossen.

„Das Medaillon gehört mir, es ist mein ehrliches Eigentum,“ sagte die Kleine tapfer.

„Wer hat es dir gegeben?“

„Meine Mutter. O bitte, geben Sie es mir wieder, wenn Sie es nicht kaufen wollen.“

Das Kind folgte mit flehend erhobenen Händen Franz nach, der von gräßlicher Aufregung erfaßt, den engen Raum der Bude mit großen Schritten durchmaß. Dann sank er in seinen Stuhl. Das Mädchen stand vor ihm und hielt still die

thränenenerfüllten Augen auf ihn gerichtet; sie konnte sich das sonderbare Benehmen des Mannes nicht erklären.

„Wie heißt du?“ stieß er nach einer Weile hervor.

„Theodorine Mechtildis Eva von —“

„Eva, Eva! und deine Mutter heißt auch Eva? Und sie gab dir dies zum Verkaufen?“

„Nicht zum Verkaufen gab sie es mir, aber ich habe nichts anderes mehr. Ich wollte es ja auch wieder zurückkaufen, wenn ich so viel Geld verdient hätte.“

„Wo, wo ist Eva, — wo ist deine Mutter?“

„Vor drei Monaten gestorben.“

Jetzt brach das Kind in Thränen aus.

Gestorben. Eva gestorben! Nun wußte er es, nun war es wahr geworden, was er gewünscht und in Stunden trostloser Erbitterung vom Schicksal erlitten hatte. Und doch wie schmerzte die Gewißheit. Es war, als wenn in seinem Innern noch etwas wie Hoffnung, wie ein Wunsch gelebt hätte, das nun mit einem Schlag ertötet worden war.

Franz sank in seinen Sessel zurück und blickte vor sich hin. Vergessen war plötzlich alles, was sie ihm angethan, versunken blieb er in wehmütiges Gedenken des kargen Glückes, das Eva ihm bereitet. Leises Schluchzen brachte ihn zur Gegenwart zurück.

„Eva,“ sagte er aufstehend und das Kind an der Hand fassend, doch erschrocken darüber, den Namen nach so langer Zeit wieder laut zu nennen, machte er eine Pause.

„Bitte, geben Sie mir mein Medaillon wieder, ich werde versuchen, es anderswo zu verkaufen,“ brachte die Kleine schluchzend hervor.

„Nein, Eva,“ sagte Franz, fast ängstlich in dem Gedanken, daß ein Fremder das wichtige kleine Schmuckstück besitzen sollte, darüber wollen wir später sprechen. Sieh, ich kenne nämlich diese Kapfel. Ich sah sie vor Jahren bei deiner Mutter. Deine Ähnlichkeit mit ihr und das Medaillon sind mir Beweise, daß deine Mutter meine — beste Jugendfreundin war, schon zur Zeit, da sie gerade so ein kleines Mädchen war, wie du jetzt bist.

Franz hatte das weinende Kind an sich herangezogen. Die beruhigenden erklärenden Worte, die in sanfter Stimme an des Mädchens Ohr klangen, übten auf den Sprecher selbst tröstliche Rückwirkung. Während er leise über ihren Scheitel fuhr, hörte sie zu weinen auf und nach wenigen Minuten blickten ihn die dunklen Augen mit jener Zutraulichkeit an, die ihm nur zu wohl bekannt war; mit dem Unterschied jedoch, daß diese Kinderaugen eine gewisse Behmut und Treue ausdrückten, die jenen andern vollständig gefehlt hatten.

„Hier hast du dein Medaillon wieder,“ sagte er, um ihr den letzten Rest von Ängstlichkeit zu nehmen.

„Es ist für mich ein sehr kostbares Ding, und wir werden nachher sehen, um welchen Preis du es mir überlassen kannst. Doch nun wirst du mir auch sagen, wieso du dazu kamst, es verkaufen zu wollen, und was du von Eva — von deiner Mutter weißt?“ Komm hier herein, Kind; setze dich und sprich zu mir wie — zu deinem Vater.“

Die kleine Trägerin der hochtrabenden Namen setzte sich in die Sofaecke, von der aus Franz vor einiger Zeit dem Freunde seine Lebensschicksale erzählt hatte. Stumm betrachtete das Kind

noch einen Moment den Mann zu ihrer Seite, als ob sie sich nochmals vergewissern müsse, daß er ihres Vertrauens wert sei, dann sagte sie: „Ich weiß nicht viel von meinem Vater zu erzählen. Ich sprach sehr selten mit meinem Vater, als er noch bei uns war, und nachher sprach ich auch selten von ihm, weil meine Mutter dann immer weinte.“

„Wo wohntet ihr denn?“

„In Paris. Aber ich war nicht gerne dort, weil ich die Leute nicht verstand. Meine Mutter erlaubte mir auch mit keinem Menschen außer ihr zu sprechen. Da war es sehr öde, zudem Papa fast immer verreist war. Dann kam einmal ein Brief von Papa und in dem Brief stand, wir sollten auch verreisen. Ich freute mich sehr, aber meine Mutter machte es sehr traurig. Wir fuhren mit der Eisenbahn nach Hamburg. Dann sollten wir ein Schiff besteigen und nach Amerika gehen, als mein Mütterchen sehr erkrankte. Wir wohnten erst im Hotel dann in einer Privatwohnung. Anfangs sprach die Mutter noch von unserer Reise, dann nicht mehr. Ich ging in die Schule, aber wir wurden immer ärmer, trotzdem die Mutter nach und nach ihren Schmuck und viele von unsern Sachen verkaufte und als sie wieder wohler wurde, französischen Unterricht gab. Da kam eines Tages wieder ein Brief mit schwarzem Rand und großem Wappensiegel. Als meine Mutter ihn gelesen, weinte sie heftig. Unsere Aufwärterin sagte mir dann, daß mein Vater gestorben sei. Darüber konnte ich nicht weinen, weil ich, seitdem wir in Hamburg waren und ich in die Schule ging, selten nur an Papa gedacht hatte, aber es machte mich traurig, meine Mutter wieder weinen und krank werden zu sehen.“

„Bald darauf sagte mein Mütterchen zu mir, wir würden Hamburg verlassen und nach ihrer Vaterstadt ziehen, nach der sie große Sehnsucht hätte. Ich wäre lieber bei meinen Schulfreundinnen geblieben, aber meine Mutter erzählte mir so viel Schönes von hier, von dem Markt, dem Park und einem Bücherladen, wo es die schönsten Märchenbücher gebe, daß ich über unsere Übersiedelung ganz froh wurde. Besonders, da sie mir bestimmt versprach, hier wieder gesund zu werden. Wir kamen vor ungefähr 3 Monaten hier an und mieteten bei einer Schneiderin ein kleines Zimmer. Trotzdem es an dem Tag sehr kalt und stürmisch war, ging meine Mutter gleich mit mir aus, um mir den schönen Märchenladen wenigstens von außen zu zeigen. Doch wir gingen den Marktplatz vielmal auf und ab und konnten ihn nicht finden. Endlich hat ich mein Mütterchen, doch lieber nach Hause zu gehen, denn ich wußte, daß sie Wind und Kälte nicht ertragen konnte. Es war wohl zu spät und sie hatte sich schon erkältet. Als wir heim kamen, da hatte sie Fieber. Sie sprach kein Wort mehr zu mir, und ich weiß nicht, wie lange es gedauert hat, da war sie tot.“ —

Übermals brach die kleine Erzählerin in Thränen aus.

Franz war längst nicht mehr Herr seiner Nüßrung; nun faßte er das Kind in seine Arme. Er drückte dessen Köpfchen fest an sich und ließ es von Herzen schluchzen. Es war vielleicht das erste Mal seit jenen schrecklichen Tagen, daß das Kind eine mitfühlende Brust traf, an der es seinen Schmerz ausweinen durfte.

Nach einer Weile fragte Franz: „Und nun, Evchen, wo bist du jetzt, wer sorgt für dich?“

„Ich wohne noch immer da, wo mein Mütterchen gemietet hatte. Die Frau war sehr gut und freundlich zu mir und nahm mich sogar als Lauf- und Lehrling in ihr Geschäft, aber ich muß doch monatlich etwas bezahlen, bis ich so viel kann, daß ich Wochenlohn beanspruchen kann. Da ich sonst nichts Entbehrliches mehr hatte, so wollte ich das Medaillon verkaufen, von dem meine Mutter sagte, es sei ihr Kostbarstes.“

Franz fühlte eine unendliche Wehmut und Erregung, als er sich nach dem Berichte des Kindes das Leben seiner Eva vergegenwärtigte. Statt sorglicher Liebe war Vernachlässigung, Elend und Armut ihr Los geworden. Ob sie wohl manchmal seiner gedacht hatte, und mit welchen Regungen? Vielleicht in Sehnsucht, vielleicht mit Reue im Erkennen meiner besten Absicht. Es mußte unter der drückenden Last von Erfahrungen, die das Kind kaum anzudeuten gewußt hatte, eine Wandlung in ihrer Seele vorgegangen sein. Sonst hätte sie sich nicht nach der Stadt gesehnt, wo sie ihn treffen konnte, wo jeder Schritt ihr die Bilder ihrer Jugend zurückrufen mußte. Und dann hatte sie ihrem Töchterchen das Medaillon als ihr Kostbarstes bezeichnet, ein lebhafter Beweis dafür, daß sie es — zu spät — als Andenken, als Erinnerung wert gehalten.

Wie wäre es geworden, wenn die an Körper und Gemüt gebrochene Frau vor wenigen Monaten den „Märchenladen“ noch gefunden hätte? Hätte er ihr verziehen, was sie ihm angethan? Die Frage stieg unwillkürlich vor Franz auf. Eine heiße Blutwelle, die ihm dabei neuerdings in die Wangen rollte, ließ vermuten, daß er für die Frau, die ihn in grausamen

Egoismus um sein Leben betrogen hatte, kein warmes Entgegenkommen mehr gehabt hätte.

Franz blieb noch in Denken und Grübeln versenkt, als das kleine Mädchen schon seine Thränen halb getrocknet hatte und nun in logischer Folge zu dem, was Franz ihr vorhin mitgeteilt, ihn fragte: „Wenn Sie meiner Mutter bester Freund waren, warum kamen Sie nicht, uns zu helfen, als es uns so schlecht ging? Mütterchen sagte immer, erst im Elend lerne man erkennen, wer unsere Freunde seien.“

Dieser Satz von Lebenserfahrung, dessen eigentliche Bedeutung für die Mutter das Kind natürlich nie verstanden hatte, war für Franz ein Beweis, daß jene Wandlung, wie er vermutet, in dem Innern der unglücklichen Frau wirklich vorgegangen war. Die Worte des Kindes klangen ihm demnach wie ein leiser Vorwurf, daß er sich nie mehr um die Verlorene bekümmert, und auch sich selbst zur Entschuldigung sagte er: „Ich wußte ja gar nicht, wo deine Mutter lebte, Kind; wie hätte ich helfen können?“

„Hätte ich nur von Ihnen gewußt, ich hätte Ihnen einen Brief geschrieben. Sie hätten uns sicher geholfen und meinem Mütterchen keinen Wunsch versagt. Sie war immer so lieb und gut, und dann so krank und traurig.“

Das Kind erhob sich nun aus seiner Sofaecke, griff nach dem Medaillon, das auf dem Tisch lag, wagte aber nicht mehr davon zu sprechen; sie müsse jetzt fort zu ihrer Lehrherrin, meinte sie nur.

„Evchen,“ sagte Franz plötzlich, dem es mit eins peinlich war, daß ihn das Kind nun wieder allein lassen wollte, „Evchen“,  
Berthold, In der Trübelbude.

deiner Mutter konnte ich nicht helfen, aber wenn du Vertrauen zu mir hast, dann will ich dir helfen, weil — ich deiner Mutter bester Freund war. Laß uns zusammen zu deiner Lehrherrin gehen. — Evchen legte still ihre Hand in die des Mannes, der ihr gar nicht mehr fremd erschien. Er hielt die Kinderhand fest; ohne sie loszulassen, verschloß er seinen Laden und folgte den trippelnden Schritten der Kleinen an seiner Seite. —

Lieber Wilhelm!

Dein zufälliger Besuch vor wenigen Monaten hat das lebhafteste Gefühl in mir erweckt, daß ich trotz langjähriger Trennung und räumlicher Entfernung dennoch einen guten, teilnehmenden Freund in Dir besitze. Darum, und weil Dich damals meine traurigen Lebensschicksale so bewegt, will ich Dir auch heute von einer eingreifenden glücklichen Veränderung meines Zustandes erzählen.

Mittelbare Veranlassung dazu gab, wie ich Dir gleich sagen will, die von Dir mit einiger Geringschätzung behandelte Trödelbude. Mein Töchterchen, ich schreibe dieses Wort heute mit Stolz und Genugthuung, trotzdem ihr Vater mitschuldig an meinem Unglück war, fand durch die Trödelbude und das Medaillon ihrer verstorbenen Mutter den Weg zu mir. Ich segne die Stunde, da dies geschah, denn sie hat mich aus meinem unthätigen Leben und energielosen Versenken in vergangene Tagen aufgerüttelt.

Ich habe das Kind meiner Eva adoptiert, die Trödelbude geschlossen und mich neuerdings dem Buch- und Kunsthandel gewidmet. Mit Lust und Freude arbeite ich

wieder, da mein Leben an Inhalt und Wert gewonnen hat. Ich hoffe, Du überzeugst Dich bald davon, daß mein Eoehen ein gutes, treues Kind ist, dessen Liebe meinem Herzen unendlich wohl thut.

Mit frohem Gruß Dein

Franz.

---

